Schweizerische Monatsschrift *Nr. 10 Oktober 1950* *Fr. 2.80*

UNIVERSITY OF ARIZONA
OCT 20 1950
LIBRARY

Du

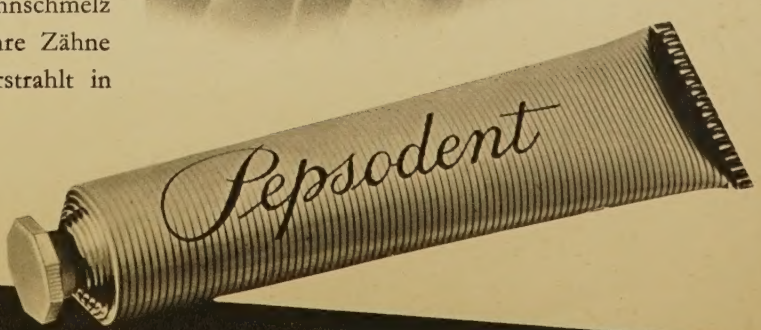
N
3
RD8

Ah, Deine Zähne sind ja auf einmal viel weisser!

Natürlich, ich verwende doch jetzt PEPSODENT

Auch Sie sollten Ihre Zähne mit PEPSODENT pflegen, denn es entfernt jenen hässlichen, trüben Säure-Belag, der Ihr Lächeln so matt und reizlos erscheinen lässt.

Aufpassen, dieser zähe Belag, der sich fortwährend auch auf Ihren Zähnen bildet, ist keineswegs harmlos. Er ist eine der Ursachen des Zahnzerfalls, gefährdet also die Schönheit und die Gesundheit Ihrer Zähne. PEPSODENT, die Zahnpasta mit dem herrlich frischen Geschmack, löst diesen Belag gründlich, jedoch ohne den Zahnschmelz auch nur im geringsten anzugreifen. Auch Ihre Zähne schimmern wie zarte Perlen, Ihr Lächeln erstrahlt in seiner natürlichen Schönheit.



Pepsodent

die einzige Zahnpasta mit Irium, macht auch Ihre Zähne schimmernd weiss

JOHANN PETER FLÜCK: *Beatrice, 64×80 cm. Privatbesitz Bern*

Du

Schweizerische Monatsschrift Oktober 1950 10. Jahrgang

Vorwort von Arnold Kübler 4

Italienische Landschaften. Farbige und schwarz-weiße Wiedergaben nach Werken von Diego Velasquez, Claude Lorrain, Nicolas Poussin, J.-H. Fragonard, J. A. Koch, J.-D. Ingres, Camille Corot, R. P. Bonington, F. von Olivier, J. J. Ulrich, Albert Marquet u. a. Text und Legenden von Dr. Richard Zürcher 7

Blick auf Florenz. Von Aldous Huxley 27

Ein Stück Brot und ein Zinksarg. Von Ignazio Silone 28

Michelangelo in seinen Dichtungen. Von Thomas Mann 31

Vier Gedichte von Toni Peterhans, Vera Bodmer, Fritz Senft und Richard Billinger 34

Jugend da und dort. Acht Photos 35

Der Mann aus Maine. Von Ruth Landshoff Yorck ... 43

Ausdruckswerte unserer Kleidung. Von Martin Ninck 46

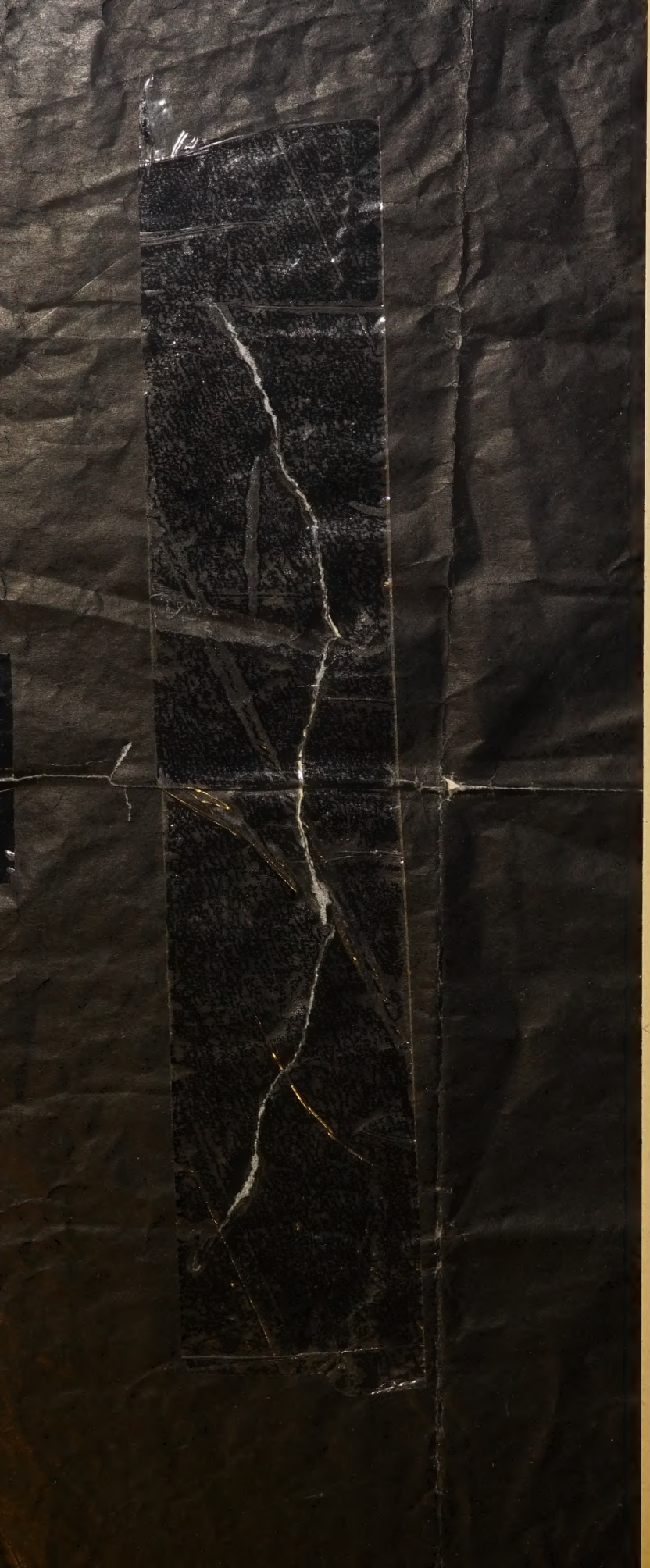
Sprung nach England. Reisenotizen von W. R. Corti 48

Lebensnahe Seelenkunde. Buchbesprechung von WRC. 62

Der Fluch des Advokaten. Ein Märchen von H. Frenzel 64

Dein Haar ist voll Sand. Von Alfred Eidenbenz ... 68

Erinnerung an Denise. Von Walter Zimmerli 73



Aus unserem Novemberheft:

Das Feuer

Farbige Wiedergaben nach Eugène Delacroix, Herri met de Bles. Der brennende Dogenpalast aus einer alten Chronik. Farbphotos der Käserei Lützelflüh, eines Vulkanausbruchs in Mexiko. Feuertiere von Walter Linsenmaier.

Das Zündholz, von Dr. Fritz Kahn.
Beiträge von Walter Robert Corti und Ernst Schumacher.

Der große Brand von London nach dem Tagebuch von Samuel Pepys. Der Brand von Egliswyl, Erzählung von Frank Wedekind. Das Mädchen mit den Schwefelhölzern, von H. C. Andersen. Erzählerisches von V. E. Lucas, Thornton Wilder, A. R. Wallace. Feuervisionen, Anekdotisches, Feuerlyrik usw.

Du

Redaktion: Birmensdorferstraße 83, Postfach 686 Zürich-Hauptpost. Telephon 25 17 90
Chefredaktor Arnold Kübler; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex; Emil Schulthess

Graphische Bearbeitung: Walter Huber

Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, nur mit ausdrücklicher Bewilligung

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Zürich, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 25 17 90
Verantwortlich für den Inseratenteil: Werner Sinniger, Morgartenstraße 29, Zürich 4
Insertionstarif auf Verlangen Abonnement jährlich Fr. 26.50. Einzelheft Fr. 2.80

	Jahresabonnement	Einzelheft	Weihnachtsheft
BELGIEN: Librairie Van den Bosch, 8, St. Jakobsmarkt, Anvers	Belg. Fr. 430.—	40.—	65.—
BRASILIEN: A Tempera, G. C. Holme, Al. Casa Branca 907, Caixa Postal 1668, Sao Paolo	Cr$ 300.—		
CANADA: Swiss Sales Agencies, Beardmore Building Room 33, 417 St. Peter St., Montreal, Que.	can. $ 10.—	1.—	1.70
DÄNEMARK: C. A. Reitzel, Norregade 20, Kopenhagen K	DKr. 60.—	5.50	8.—
DEUTSCHLAND: Ausland-Zeitungshandel W. E. Saarbach, Frankenstraße 14, Köln-Junkersdorf	DM. 36.—	3.50	5.50
ENGLAND: Collets, 40, Great Russell Street, London W. C. 1	£ 3/–/–	–/6/–	–/10/–
HOLLAND: Meulenhoff & Co. NV, Beulingstraat 2, Amsterdam C	Fl. 33.—	3.—	5.—
ISRAEL: A. B. C. Bookstore, Allenby Road 71, POB 1283, Tel Aviv	I£ 4.———	—.350	—.550
ITALIEN: Italpropaganda SA, Via S. Prospero 1, Milano Franco di Conno, Via Settala 19, Milano	Lire 5500.—	500.—	800.—
LUXEMBURG: Messageries Paul Kraus, 29, Rue Joseph Junck, Luxemburg	Lux. Fr. 430.—	40.—	65.—
MEXIKO: Libreria Internacional, Sonora 204, Mexico D. F.	Pesos 70.—	6.50	10.—
NORWEGEN: Narvesens Kioskkompani SA. Stortingsgata 2, Box 125, Oslo	NKr. 60.—	5.70	9.—
PORTUGAL: Livraria Buchholz, Av. da Liberdade 50, Lisboa	Esc. 250.—	23.—	35.—
SCHWEDEN: Wennergren-Williams A. B., Drottninggatan 71 D, Stockholm C. E. Fritze, Fredsgatan 2, Stockholm	SKr. 45.—	4.20	6.50
SÜDWESTAFRIKA: Ferdinand Stich, Postfach 71, Swakopmund	£ 3/–/–	–/6/–	–/10/–
USA.: Transbook Company Inc., 6 East 39th Street, New York 16 NY Mrs. W. R. Streuli, Room 1215, 19 Rector Street, New York 6 NY The International News Company, 131 Varick Street, New York 13 NY	$ 10.—	1.—	2.—

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90 Postcheck-Konto VIII 3790

H O N N E U R

E T

T R A D I T I O N

***

Nicht alle werden schön geboren . . .

allen aber wird Schönheit zuteil

durch Elizabeth Ardens tägliche Schönheitspflege!

Sie ist das Geheimnis der vielen Frauen,
die nie zu altern scheinen:
REINIGEN mit Ardena Cleansing Cream für trockene
und normale Haut
ERFRISCHEN mit Ardena Skin Tonic
NÄHREN mit Ardena Velva Cream für normale Haut,
Ardena Orange Skin Food für trockene Haut,
Ardena Astringent Cream für fette Haut

Und sind Sie Ihrer Sache nicht ganz sicher — so besuchen Sie den *ELIZABETH ARDEN SCHULKURS*, jetzt in allen Städten. Programm durch die Depositäre.

Elizabeth Arden

NEW YORK LONDON PARIS ZÜRICH

94% aller von CYMA im Jahre 1949 der Offiziellen Kontrollstelle in Le Locle zur Prüfung eingereichten Armband-Chronometer wurden mit dem Prädikat: BESONDERS GUTE ERGEBNISSE ausgezeichnet.

Chronomètre

CYMA

Zu unserm Oktoberheft

Diesmal war's schwierig. Wir hatten ein Heft für den Oktober mit thematischem Inhalt weitgehend vorbereitet, als widrige Umstände unversehens über uns Gewalt bekamen und uns aufs Begonnene zu verzichten zwangen. Etwas Neues war an dessen Stelle in ungefähr so viel Tagen aufzustellen, wie uns sonst Wochen zur Verfügung stehen.

Zwar rühmen wir uns, der rasch veraltenden flüchtigen Neuigkeit in unsern Seitenreihen kaum Platz zu geben, dennoch leben unsere Hefte nicht von lange Aufgespeichertem, das wir, wenn die Termine fallen, wie gutverlötete Büchsen von den Gestellen holen könnten. Man müsse dem Augenblick, sagt Schiller, auch was vertraun. Manche völlig frisch wirkende Photo ist gelegentlich zwar Speicherware, die in unsern besondern thematischen Zusammenhängen neu aufblüht und verborgenen Sinn offenbart, aber im ganzen gehorchen die Reihen unserer Bilder und jene der Themen bei aller Tagesferne doch ein wenig jenem Wechsel und jenen Strömen der Zeit, die in den verschiedenen Stimmungen der Tage sich offenbaren, die wir fühlen, ohne in der Regel uns Rechenschaft zu geben, woher sie rühren. Man kann nicht zu jeder Zeit alles machen. Ganz ausgezeichnete Einfälle haben ihre Lebenszeit, innerhalb der sie verwirklicht werden müssen und haben ihren günstigen Zeitpunkt der Veröffentlichung. Wir gehören zur Gattung der Zeitschriften, machen diese nicht allein, sondern zusammen mit unsern Lesern, auf deren Bereitschaften wir lauschen. Die geheimen Nachfragen in den Herzen unserer Freunde spielen in unsere redaktionellen Ueberlegungen hinein, dabei sind wir eingedenk des Nietzsche-Wortes, daß selbst der ausgezeichnete Mensch nicht jederzeit auf der Höhe seiner besten Gedanken stehe. Im übrigen sind wir notgedrungene Verschwender. Wir zerstreuen immer wieder in alle Winde, was uns zu sammeln gelungen ist. Diesmal gab es nun glücklicherweise eine Fertigarbeit, auf die wir zurückgreifen konnten, eine Reihe italienischer Landschaftsdarstellungen von der Hand landfremder Künstler, eine Folge, die wir kurz nach dem Kriege auf unserer ersten redaktionellen Frankreichreise, an einem schneereichen, nassen Februartag in der Galerie Charpentier in Paris aufgenommen haben, wobei wir mit unsern Transformatoren und Kunstlichtlampen beim farbigen Photographieren so stürmischen Kontakt mit dem lange versperrt gewesenen Nachbarland nahmen, daß wir zur Eröffnung unserer Tätigkeit, als in der Morgenfrühe die Staubsauger auf den Teppichen surrten, zunächst einmal die Hauptsicherung im Hausflurkasten mit einem Knall herausjagten und Verschiedenes schwarz einfärbten, was vorher ungefärbt gewesen.

Italienische Landschaften! Es besteht da noch eine ganz persönliche Beziehung. Ein Maler solcher Art steht an den Anfängen meiner Kunsterlebnisse. Die Begegnung mit ihm, von schicksalhafter Bedeutung, fand vor dem Kolosseum in Rom statt, in dessen Ruinen ich, ein junger Student, eben ausgiebig halb sportlich-alpinistisch, halb romantisch-geschichtsschwärmerisch herumgeklettert war, als ich, aus den Gewölben herauskommend, auf den stillsitzenden Mann stieß, der das Kolosseum auf eine ganz andere Weise sich einverleibte, als ich es zu tun versuchte, der gar nicht nötig hatte, in so enge körperliche Berührung damit zu kommen, ein überlegener Mensch, weltabgeschieden und welterobernd zugleich, ein neuartiger Geist, der mich unruhig machte, mich zu einer Keckheit veranlaßte, die ich in der Regel an mir selber nicht kannte. Ich brach mit etlicher Zudringlichkeit in seine Abgeschiedenheit ein und fragte, mich neben ihn hinstellend, was das Bild koste. Es kam mit dem von Vaters Geld lebendem Studenten ein Kauf nicht zustande. Die Betroffenheit, die angesichts jenes Schaffenden mich befallen hat, ist mir im Gedächtnis geblieben. An der Begegnung haftet auch ein gewisses Schuldgefühl, ein hartnäckiger Eindruck des Ungenügens, dabei habe ich inzwischen so vieles von viel größerer Bedeutung falsch gemacht, aber man scheint eben seiner kleinen Unzulänglichkeiten gern zu gedenken, damit man die wesentlicheren um so eher vergessen oder verstecken kann.

Als wir die italienische Reihe beisammen hatten, sahen wir, daß dem Heft der Mensch fehlte. Wir durchsuchten unsere Archive, welche ausgesuchte Proben vieler schweizerischer und auch fremder Photographen enthalten, nach den Menschenbildern, die neben den großgestalteten Landschaften sich zu behaupten vermöchten. Unsere Bestände sind uns selten so öd und schwach erschienen wie diesmal. Die Photo, die aus leidenschaftlicher Anteilnahme am menschlichen Geschehen, an den wahren Menschenregungen entsteht, diese gibt es fast nicht. Insbesondere scheinen die jüngern Photographen, scheinen die Photoschulen, ganz aufzugehen im Graphisch-Formalen. Ganze Gebiete, will mich dünken, sehen sie nicht. Der Pfad der jüngsten Photographie ist schmal, das technisch immer Bessere verdrängt den eigentlich persönlichen Anteil dessen, der den Apparat führt, die Frauen werden gänzlich vernachlässigt, ausgenommen sind die Trachtenmädchen, die Badegirls und die Sportlerinnen. Das Familienleben und das gesellschaftliche Zusammensein überläßt man den Dilettanten und dem kitschigen Geschmack. Landschaftsbilder, Materialphotos, Reklame und sensationelle Bildberichte, das gibt's, sozialpolitisch Verfälschtes gibt's auch, aber Menschen, nein, Menschen um ihrer selber willen, das ist selten. Zuletzt blieben beim Suchen uns eine Reihe Jugendlicher in der Hand, mag sein, daß sie dem Photographen sich freier noch, wahrer und natürlicher darbieten als die zweckverformten Großen.

Arnold Kübler

An der Adria. Photo Paul Senn

DIEGO RODRIGUEZ DE SILVAY VELASQUEZ *(1599—1660): Aus dem Garten der Villa Medici in Rom, 1650. 44×38 cm. Prado Madrid* *Photo Hinz, Basel*

DIEGO VELASQUEZ. *Der größte Meister des spanischen Hochbarocks. Er malte, im Jahre 1650 zum zweiten Male in Rom weilend, nicht die schon damals berühmten Veduten der Ewigen Stadt, sondern zwei abgelegene, stille Winkel im Garten der Villa Medici. So ist das hier wiedergegebene Motiv an sich bescheiden: eine mit Brettern lose verschalte Oeffnung in der Terrasse hinter der Villa. Aber gerade durch die so unbefangene Art, mit welcher der Spanier seinem Realismus huldigt und ihn bereits mit der skizzierenden Freiheit des Impressionismus auflockert, wird das eigentümlich Römische der Atmosphäre sichtbar, das der zerfallenden Architektur und den dunkeln Zypressen ihre geheime Größe schenkt.*

ITALIENISCHE LANDSCHAFTEN

Von Richard Zürcher

Maler und Dichter haben seit Jahrhunderten aus der uns mit tausend Einzelheiten umgebenden Umwelt eine innere Einheit gestaltet, die wir Landschaft nennen und die wir nicht mehr mit dem zählenden Verstande beobachten, sondern in die wir uns hineinträumen, als wäre sie ein besserer Teil von uns selbst. Künstler haben uns gelehrt, im Landschaftsbild unser eigenes Ich zu finden in einer seltsamen Zwiesprache, durch welche sich der Betrachter zunächst seiner Persönlichkeit entäußert, um ganz im Schauen aufzugehen, hernach jedoch von draußen her auf sein Fragen eine Antwort zu erfahren, die mehr ist als ein bloßes Echo, nämlich ein Freiwerden dessen, was in der Umwelt dem Schauenden gemäß erscheint. So wird Landschaftskunst im unmittelbaren Sinne des Wortes zur Weltanschauung, in welcher sich Innenwelt und Außenwelt vermählen, und für den Empfindsamen bedeutet eine vertraute Landschaft das Gesicht einer Heimat, die im Grunde nur der Seele erreichbar ist.

So umschließt die Landschaftsmalerei einen wesentlichen Zug der Romantik: die Entäußerung des eigenen Ichs, um dieses in einem fernen Ideale wiederzufinden. In diesem Zug zur Ferne haben in den vergangenen Jahrhunderten Maler aus den verschiedensten Ländern nördlich und westlich der Alpen ihre Erfüllung im klassischen Süden, und hier wiederum vor allem im Umkreis der Ewigen Stadt, gesucht und gefunden. Denn die Landschaft Roms gewinnt ihre Größe durch ihre Weite und ihre Einsamkeit; sie ist erhaben in der Einöde waldloser Berggipfel und der Unfruchtbarkeit ihrer einstigen Sümpfe. Und zudem ist sie geweiht durch geschichtliche Erinnerungen, wie sie in diesem Ausmaße kein anderer Schauplatz besitzt. Die sagenhaften Tugenden der römischen Republik, Ruhm und Laster der Cäsaren, die Macht des Glaubens und die irdische Pracht der Päpste haben diesen Boden gezeichnet und ihm den Zug zum Ewigen verliehen.

Nicht die naive Landschaftsschilderung der Renaissance, die vorab von den Niederländern, Oberdeutschen und Norditalienern eingeleitet wurde, sondern das gereiftere Zeitalter des Barocks mit seinem Hang zur Reflexion und seinem Zug zum

CLAUDE GELLÉE, *genannt* LE LORRAIN *(1600—1682): Klassische Abendlandschaft*

Großen und Bedeutenden, führt die römische Landschaftskunst zu ihrer ersten und auch höchsten Blüte. Allumfassend wie der Geist des 17. Jahrhunderts ist, greift er über den Augenblick hinaus, um im Gegenwärtigen auch das Vergangene, ja bisweilen selbst das Zukünftige darzustellen. Wohl wird die römische Landschaftsmalerei auch von Italienern gepflegt, die indessen fast alle aus dem Norden der Apenninenhalbinsel stammen. Aber die eigentlichen Meister der klassischen römischen Landschaft sind Franzosen: der Normanne Poussin und der Lothringer Claude Gellée, genannt Le Lorrain. Beide haben sie zunächst in Paris den «Rom-Preis» gewonnen, der es ihnen, wie nach ihnen noch so vielen, erlaubte, in der Villa Medici am Pincio als Gäste der französischen Akademie im Anblick eines der bedeutendsten römischen Panoramen zu leben und zu wirken. Beide sind geschult in der strengen formalen Disziplin der französischen Tradition, die damals unter Richelieu und in der ersten Zeit des Sonnenkönigs ihr «großes Jahrhundert» erreichte. Sie sind für das Erlebnis der römischen Landschaft vorbereitet durch das geistige

CLAUDE LORRAIN: *Campagna-Landschaft mit Kuhherde. Sepiazeichnung. Petit Palais, Paris*

Zu Seite 8: CLAUDE LORRAIN. *In seiner späteren Zeit, da sich die Formen stärker im weichen Licht des Himmels lösen und die Stimmung abendlicher wird, malte Claude die Landschaft, über deren Vordergrund ein Hirtenpaar seine Herde heimwärts treibt. Ruhig erschließt sich die Tiefe mit dem stillen Wasser eines überbrückten Flusses. Bäume und Bauten umrahmen den Schauplatz so festgefügt wie auf einer barocken Bühne und doch ohne jeden Anschein einer absichtlich gestellten Szenerie. Denn frei weitet sich die Ferne und weckt im Betrachter die Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies.*

Zu den Seiten 9 und 10: Auch Claude benutzt die während des Barocks so beliebte Sepiazeichnung, deren mit der Feder hingeworfene Umrisse durch den Pinsel ihre malerische Belebung erfahren. Seine beiden hier wiedergegebenen Zeichnungen vereinigen die freie Wirkung der ersten flüchtigen Skizze mit einer inneren Sicherheit und Gesetzmäßigkeit der Komposition, die schon die Werte eines fertigen Gemäldes vorwegnimmt. Beide Landschaften sind gebaut: das eine Mal in der Erdschichtung der Uferterrassen, zu denen das vom Licht durchfunkelte Gezweige der Bäume einen spannungsvollen Kontrast bietet, das andere Mal durch die in wechselnden Lichtstreifen sich ausbreitende Landschaft, in der es vom Dunkel des Vordergrundes zu immer helleren Gründen geht. So gelöst das Atmosphärische auch wirkt, so herrscht doch kein Verfließen der landschaftlichen Formen, sondern diese bleiben, leise und doch nachdrücklich, an eine Komposition gebunden, die selbst der scheinbar so flüchtigen Skizze ihre Gehaltenheit schenkt.

CLAUDE LORRAIN: *Römische Landschaft mit Fluß. Lavierte Federzeichnung. Albertina Wien*

NICOLAS POUSSIN *(1593—1665): Ponte Molle bei Rom. Lavierte Federzeichnung. Bibliothèque de l'Ecole des Beaux-Arts, Paris*

NICOLAS POUSSIN. *Er erweist sich schon in der Wahl des Motives als besonders architektonisch veranlagter Meister. Das Gebaute, im unmittelbaren wie im mittelbaren Sinne, beherrscht diese Landschaftskunst, und dies gilt, auch wenn die Bogenfolge bereits von dem ganzen Zauber impressionistischer Licht- und Schattenspiele überflossen ist und dazu der Fluß das Spiegelbild bereit hält. Noch indessen ist dieses so geniale Spiel der Atmosphäre nicht Selbstzweck wie bei den Meistern des 19. Jahrhunderts, sondern es bleibt gebunden an ein im Grunde kristallisch festes Formgefüge. So erscheint Poussin in seiner trotz allen römischen Motiven so französischen Kunst als der Ahnherr sowohl von Monet wie von Cézanne.*

Zu Seite 12: JEAN-HONORÉ FRAGONARD. *Noch herrscht in dem berühmten Zypressendurchblick auf die hochgelegene Villa in Tivoli etwas vom Pathos des Barocks, im Unterschied zu den spröden Umrißzeichnungen des Klassizismus; doch schon verwandeln sich die Kronen der Bäume zu duftigen Wolkensäulen, und ebenso wie in den übrigen römischen Gärten, die Fragonard zeichnete, wird die Wirklichkeit aufgelöst und verzaubert zu dämmernden Lauben und zu einer Blütenwildnis, die die erhabene Klarheit der römischen Landschaft völlig verwischen.*

Zu Seite 13: JOSEPH ANTON KOCH. *Bevor der im Tirol als Hirtenknabe aufgewachsene Maler, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts das Haupt einer ganzen Künstlergruppe in Rom wurde, hatte er, neben seiner Heimat, auch die Schweizer Alpen dargestellt. So wählt er auch hier nicht die Ebenen der römischen Campagna, sondern die zerklüftete Gebirgswelt der Sabiner Berge. Aber diese erscheinen nicht in ihrer Einsamkeit, sondern belebt durch allerlei ländliche Szenen, und bis zum Horizont trifft das Auge immer wieder auf menschliche Einzelheiten, auf Häuser, Kirchen und Ruinen, die an die Hintergründe altdeutscher Gemälde erinnern und gleich den muntern Landleuten im Vordergrund in die Größe der römischen Landschaft etwas von der Gefühlsseligkeit deutscher Märchen tragen.*

JEAN-HONORÉ FRAGONARD *(1732—1806): Die große Zypressenallee im Park der Villa d'Este in Rom. Pinselzeichnung. Albertina Wien*

JOSEPH ANTON KOCH *(1768—1839): Landschaft bei Olevano mit Zug tanzender Landleute, 1823/24. 58,5 × 82,5 cm. Oeffentliche Kunstsammlung Basel*

Erbe, das in Frankreich seit den Zeiten Cäsars wirkt und später durch die Auseinandersetzung mit Italien seine Vertiefung fand. Bei *Poussin* gewinnen die in seiner Nation zu allen Jahrhunderten wirksamen Ideale der Klarheit und Verständlichkeit ihren klassischen Ausdruck: Alles an sich schon Große und Ueberschaubare der römischen Natur, vom einzelnen Stein bis zum Berggipfel, von der zerbrochenen Säulentrommel bis zur aufrechtstehenden Tempelfront, wird in seinem monumentalen Sinne noch gesteigert und zu Elementen einer allgemeinen Anschauung gestaltet, die sich über jede Nachahmung eines zufälligen Naturausschnittes erhebt und dabei in ihrer gleichsam abstrakten Komposition dem Wesen der klassischen Landschaft ungleich näher kommt als jede genaue Nachbildung irgendeiner bestimmten Oertlichkeit.

Die Weite des barocken Weltbildes, der es durchwaltende Atem pantheistischer Allbeseeltheit, wie es während des gleichen frühen 17. Jahrhunderts die Holländer so eindrucksvoll zu malen verstanden, sie werden im Schaffen Poussins bezwungen durch

FERDINAND VON OLIVIER *(1785—1841): Campagna-Landschaft mit dem Soracte. 25 × 19 cm. Neue Pinakothek München*

JEAN-DOMINIQUE INGRES *(1780—1867): Raffaels Lusthaus in Rom, 1805. Musée des Arts décoratifs, Paris*

CAMILLE COROT *(1796—1875): Hohlweg. Kohlezeichnung*

Zu Seite 14: FERDINAND VON OLIVIER. *Sein Vater war aus dem Waadtland nach Sachsen ausgewandert. Olivier hält sich strenger an die klassischen Formen der römischen Landschaft, das Figürliche tritt zurück, und auch sonst reduzieren sich die Motive auf wenige, dafür um so klarere Gegensätze. Busch und Baum, Ebene, Hügel und Berge halten sich in streng gewählten Kontrasten die Waage, und es herrscht ein Aufbau, so monumental wie in einem Wandbild, das im übrigen gerade damals im Kreise der Nazarener, denen auch Olivier angehörte, seine Auferstehung fand.*

Zu Seite 15: JEAN-DOMINIQUE INGRES. *Sein Ruhm liegt in den Bildnissen und figürlichen Kompositionen, dennoch ist es kein Zufall, daß der Hauptmeister des französischen Klassizismus, der sich von 1806 bis 1820 in Rom aufhielt, hier auch der Landschaft seinen Tribut zollte. Das von Ingres gewählte Motiv ist nicht durch den Ruhm der «Alten» geadelt, sondern durch Raffael, den sich Ingres namentlich in seinen religiösen und allegorischen Kompositionen zum Vorbild nahm und dessen angebliches Sommerhaus in den Piniengärten am Rande der Stadt nun nicht nur mit der offensichtlichen Festigkeit des Klassizismus, sondern ebenso, wenn freilich verhaltener, mit der zeitlosen malerischen Feinheit des Franzosen wiedergegeben wird.*

◄ CAMILLE COROT. *Zahlreiche Gemälde legen Zeugnis von seiner ersten Italienreise ab, während die späteren, in die Jahre 1834 und 1843 fallenden Begegnungen mit dem Süden fast nur noch in Zeichnungen und Radierungen ihren Niederschlag finden. Wie in Frankreich, sucht er nicht die Großstadt, sondern einzelne Impressionen der Landschaft. Aus einem rasch hingeworfenen Linienornament entwickelt sich der Baum, dessen Krone aus weichen Tönen erwächst. Wogend fließt die Landschaft dahin; alles ist aus der ganzen Frische einer ersten Niederschrift entstanden, und doch lebt in dem verschrobenen Stamm der Olive noch etwas von den Dryaden des goldenen Zeitalters, und der Turm am Horizont steht nicht in Frankreich, sondern an den Hängen der Albaner Berge, von denen man auf die Fläche des Tyrrhenischen Meeres hinabblickt.*

den Geist der Klarheit und des festumrissenen körperlichen Daseins. Gerade aber das Beherrschte, Gehaltene und in einem so hohen Maße Gestaltete läßt in den Bildern Poussins am vollkommensten den Typus der heroischen Landschaft entstehen, in welcher der Mensch sich nicht schweifend verliert, sondern allen Verlockungen der Sehnsucht zum Trotz sich wiederfindet in einem gehobeneren Dasein.

Claude Lorrain, der, an sich schon weicher veranlagt, den milderen Fluren Lothringens entstammt, läßt seine südlichen Landschaften sehr oft von dem sanften Schimmer abendlichen Lichtes überglänzt werden. Das Wasser hat es ihm angetan, sei es im gleitenden Spiegel des Tiber oder in der ruhig sich breitenden Fläche des Meeres. Immer aber ist auch bei ihm die Nähe mitgestaltet, in den wohlig sich wölbenden Kronen mächtiger Steineichen oder in den säulenreichen Bauten phantastischer Hafenanlagen, von denen der Blick hinaus zum schimmernden Horizont des Meeres gleitet. Was in der Wirklichkeit der römischen Campagna herb, trocken und bisweilen von einer geradezu brutalen Wucht sein kann, das löst sich in Claudes sublimer Atmosphäre zu einer wahrhaft überirdischen Schönheit. Dazu tritt eine leise Trauer, welche von seinen Ruinen ausgeht und im Lichte des scheidenden Tages zu zittern scheint. Noch aber ist es, bei allem Mitschwingen des Gefühls, auch bei Claude kein sentimentales Sichverlieren, sondern im Anblick seiner traumhaft schönen Landschaftsbilder glaubt man sich einer längst verlorenen Heimat wieder zu erinnern. Es ist die Sehnsucht nach einem entschwundenen Arkadien, die von seinen besten Bildern beschworen wird und die Jakob Burckhardt am Schlusse seines «Cicerone» die Worte finden läßt: vom Heimweh, «welches nur zeitweise schlummert, nie stirbt, nach dem unvergeßlichen Rom», und dem «ruhigen Glück der Seele», das er dort genossen hat.

Sosehr die persönliche Nuance bei jedem von ihnen mitschwingt, so hat das Vorbild von Claude Lorrain und Nicolas Poussin doch bis ins 19. Jahrhundert das nämliche Ideal der klassischen Landschaft gestaltet, klassisch, indem beide Male eine festum-

Zur Doppelseite: RICHARD PARKES BONINGTON *(1801—1828): Canale Grande und Santa Maria della Salute in Venedig.*

Gleich seinem Zeitgenossen William Turner hat Bonington in seinem sehr kurzen Leben in Italien nicht die gewichtigen Formen der Ewigen Stadt gesucht, sondern die gelöstere Atmosphäre Venedigs mit ihren nebelhaft verfließenden Wolken und den im feuchten Dufte der Lagunen sich lösenden Farben. Das Schwankende, Flimmernde und Verschmelzende, das an sich schon die Architektur Venedigs von den Städten des Festlandes unterscheidet, steigert sich noch in der hierzu kongenialen Kunst des Engländers, ohne daß dabei indessen der Boden der nüchternen Betrachtung ganz verlassen wird.

Zu Seite 21: JOHANN JAKOB ULRICH. *Ausklingende Romantik kennzeichnet die Landschaftskunst des weitgereisten Zürcher Malers, unter dessen sehr zahlreichen Skizzen sich vorwiegend das Erlebnis des Südens widerspiegelt und der darin seinem rund eine Generation jüngeren Landsmann Arnold Böcklin vorangeht. Hier ist es eine der reizvollsten Stellen der an pittoresken Motiven überreichen Küsten im weiteren Umkreis von Neapel, nämlich der Blick auf das Kapuzinerkloster oberhalb der einst bedeutenden Seestadt Amalfi. Indessen fesseln den Künstler weniger die mit dem Felsen geradezu verwachsenen Bauten und Steige, sondern mindestens so sehr der Vordergrund mit seinen Schroffen und Klippen, zwischen denen die Brandung spielt. Der Himmel bleibt leer; dennoch scheint er jenen Glanz südlichen Lichtes auszustrahlen, der auch sonst den Bildern Ulrichs ihre sehr warme Atmosphäre schenkt.*

Zu Seite 22: ALBERT MARQUET. *Bereits im 19. Jahrhundert lockert sich der Bann, in welchem während Jahrhunderten die Ewige Stadt die fremden Maler hielt. Der Franzose Albert Marquet, der schon zur Gegenwart überleitet, sieht in Italien ähnliche Werte wie in seinen Bildern des französischen Südens, aus dem er stammt. Er malt den Hafen von Neapel mit einer vereinfachenden Großzügigkeit, die im Vergleich zu den Früheren zunächst fast brutal anmutet. Die Formen der Schiffe ballen sich zu dunkeln Farbklecksen, und der klassische Umriß des Vesuvs reduziert sich zu einer einzigen Linie. Aber in den Intervallen ist ein faszinierender Reichtum an schwebenden Zwischentönen eingefangen, und zwischen den dunkeln Konturen gewinnt das Licht einen schimmernden Glanz von einer bisher nirgends erlebten Unmittelbarkeit.*

rissene Einzelpersönlichkeit eine einmalige Landschaft in die Sphäre des Allgemeingültigen erhob, und klassisch auch darin, daß bei aller verhaltenen seelischen Spannung, wie sie nicht zuletzt auch bei Claude vorhanden ist, doch ein vollendeter Einklang zwischen Mensch und Umwelt erreicht wurde.

Das klassische Maß dieser Spannung löst sich im Italienerlebnis des 18. Jahrhunderts. Noch führen freilich zahlreiche Meister die klassischen Typen der vorangegangenen Zeit weiter. Aber je mehr der Barock sich zum Rokoko wandelt, desto mehr entfernt sich die Kunst vom Wesen der klassischen Landschaft. Denn jetzt tritt an die Stelle kraftvoller Begegnung und aktiver Auseinandersetzung mit dem Süden ein weiches Aufgehen in einer Schönheit, die den Betrachter nicht mehr in seinem Selbstbewußtsein bestätigt, sondern ihn zu schwärmerischem Genießen verführt.

Während im deutschen Rokoko der Begriff der klassischen Landschaft immer mehr ins Unverbindlich-Dekorative verflacht und römische Motive als Tapetenmuster benutzt werden, sind es wieder zwei Franzosen, *Jean-Honoré Fragonard* und *Hubert Robert*, welche dem klassischen Süden eine neue, in einem höheren Sinne künstlerische Gestaltung schenken und den von Claude angeschlagenen Ton der römischen Elegie weiterklingen lassen.

Der reife Klassizismus der napoleonischen Zeit, der auch sonst dem Römischen auf alle Weise huldigte, bringt eine neue Festigung und Läuterung der römischen Landschaftskunst. Die Komposition befreit sich von der allzu gewichtslosen Anmut des Rokoko; die Atmosphäre klärt sich, und von neuem gilt das Ideal der streng gebauten Landschaft, in der die Ebene flach sich breitet, der Berg steil emporsteigt und die Bäume gleich festen Körpern sich runden. Aber das Vorbild Poussins, das hier wieder aufklingt, wird zu sklavisch befolgt. Die Werke eines Christian Reinhard und eines Joseph Anton Koch sind oft von einer erkältenden Strenge, in der nun, ganz im Stile des Empire, die Gesetze Poussins

JOHANN JAKOB ULRICH *(1798—1877): Kapuzinerkloster in Amalfi. Graphisches Kabinett der Eidg. Technischen Hochschule, Zürich*

zu klassizistischer Doktrin erstarren. Unter den jüngeren Deutschen und Schweizern, die während der Restaurationszeit als sogenannte «Nazarener» im Kloster von S. Isidoro ihr halb mönchisches, halb künstlerisches Leben führen, lockert sich zwar die Bildgestalt, doch zugleich entschwindet auch die eigentümlich römische Haltung aus den Bildern, die in ihrer treudeutschen Gemütstiefe oft auch irgendwo im Norden hätten entstanden sein können.

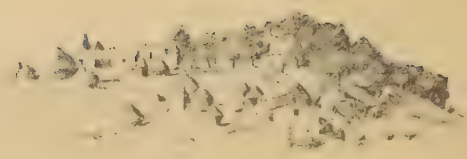
Die Entwicklung der römischen Landschaftskunst findet ihren Respekt gebietenden Abschluß in Meistern, die wiederum aus Frankreich stammen. An ihrer ersten Stelle steht *Camille Corot*, der in seiner Frühzeit Italien bereiste und in Skizzen, Radierungen und Gemälden insbesondere seine römischen Erlebnisse festgehalten hat. Wohl sind es jetzt bereits die Eindrücke eines Auges, das beginnt, die Außenwelt realistisch auf sich wirken zu lassen. Doch der Corot eigene Gefühlston, der ihn mit der nun allmählich entschwindenden Romantik verbindet, läßt jene sanfte Trauer um ein vergangenes Arkadien gleichsam zwischen den

ALBERT MARQUET *(1875—1945): Der Hafen von Neapel, 1909*

sensiblen Linien seiner Zeichnungen und Radierungen weiterklingen und die zarten Töne seiner Bilder überglänzen. Mehr noch als in den in jeder Hinsicht ungleich massiveren Landschaften, in denen etwas später Böcklin von römischer Lebenslust und Fülle befruchtet wird, liegt in den italienischen Schöpfungen Corots das Erlebnis einer Begegnung mit einer Welt, die anders ist als die unsrige und die uns dennoch altvertraut erscheint. Noch einmal leuchtet in solchen Werken jenes goldene Zeitalter, jenes verlorene Paradies, auf, um das die alten Meister wußten, und das sie in der römischen Landschaft beheimatet glaubten. — Der Impressionismus des späteren 19. Jahrhunderts hat der europäischen Landschaftsmalerei andere Ziele gewiesen. Und auch in unserer Zeit sind es weniger die durch große Erinnerungen belasteten Motive, sondern der ewig frische Zauber eines lichtdurchstrahlten Himmels, der in Italien die Künstler zu neuen Leistungen anregt.

Wir konnten den Standort einiger wiedergegebener Werke nicht angeben. Sie wurden von uns in einer Ausstellung der Galerie Charpentier in Paris 1947 photographiert.
Der genannten Galerie sind wir für freundlichen Beistand sehr zu Dank verpflichtet.

MARTIN BRIEGER: *Portofino mare*



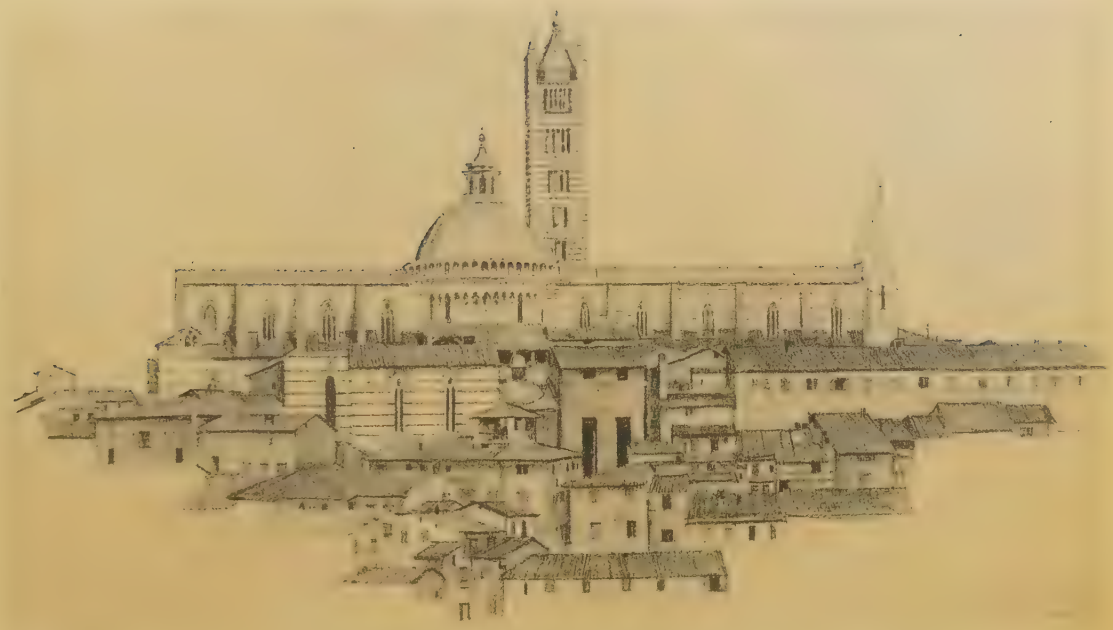
Toscana

Toscana

Rom, il Gesu

Firenze

Umbrien

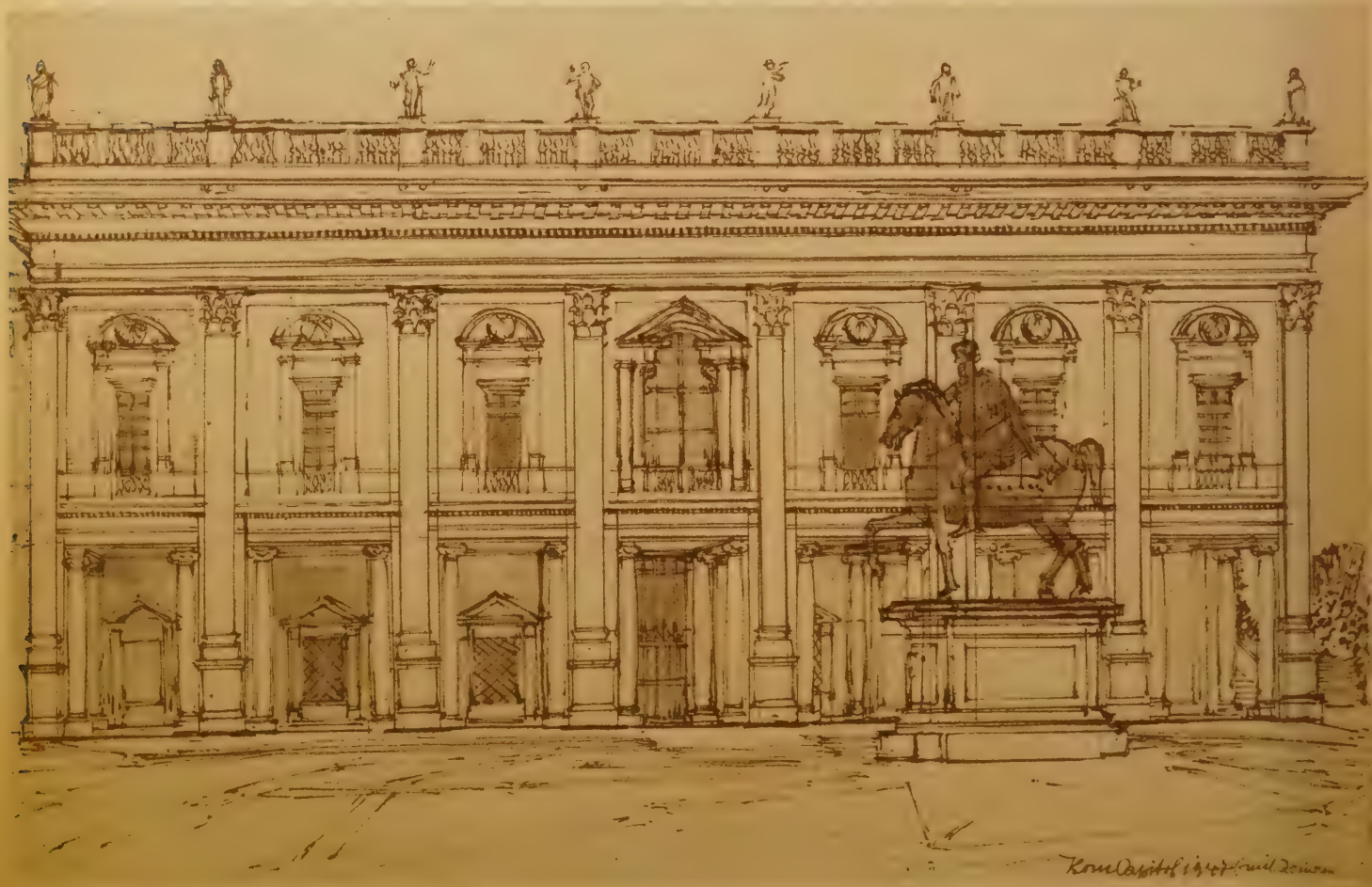


Siena

Firenze

RUDOLF MUMPRECHT: *Sieben Zeichnungen aus Italien, 1947 (in Originalgröße)*

EMIL ZBINDEN: *Siena, 1947*



EMIL ZBINDEN: *Rom, Capitol, 1947*

Blick auf Florenz

Von ALDOUS HUXLEY

Was uns schließlich bewog, das Haus zu mieten, war die Aussicht. Denn es hatte auch seine Nachteile. Es lag weit außerhalb der Stadt und hatte kein Telephon. Die Miete war ungebührlich hoch, und die Kanalisation unzulänglich. In windigen Nächten, wenn die schlecht eingepaßten Scheiben wie rasend in den Fensterrahmen klapperten, daß man meinen konnte, man befinde sich in einem Hotelomnibus, versagte regelmäßig das elektrische Licht und ließ einen in lärmerfüllter Finsternis. Ein herrliches Badezimmer war zwar vorhanden, aber die elektrische Pumpe, die das Wasser von den Regenwasserbehältern unten auf der Terrasse heraufschaffen sollte, ging nicht. Jeden Herbst versiegte pünktlich der Trinkwasserbrunnen. Und die Hausbesitzerin war eine Lügnerin und Betrügerin.

Aber das sind auf der ganzen Welt die kleinen Nachteile eines gemieteten Hauses. Ich habe eine Menge Häuser gesehen, die alle diese und noch hundert andre dazu besaßen, ohne die entschädigenden Vorteile des unsern aufzuweisen — den nach Süden gelegenen Garten und die Terrasse für den Winter und Frühling, die großen, kühlen Räume, die vor der Hochsommerhitze schützten, die Höhenluft und die Abwesenheit von Moskitos und schließlich die Aussicht.

Und welch eine Aussicht das war! Oder vielmehr, welch eine Folge von Aussichten. Denn sie war jeden Tag anders. Und ohne sich aus dem Haus zu begeben, hatte man den Eindruck eines fortwährenden Wechsels des Landschaftsbildes: alle Genüsse des Reisens ohne seine Beschwerlichkeiten. Es gab Herbsttage, an denen alle Täler von Nebel erfüllt waren und die Kämme des Apennins sich dunkel aus einem glatten weißen See erhoben. Es gab andre Tage, da drang der Nebel bis auf den Gipfel unsres Hügels vor, und wir waren dann in einen weichen Dunst gehüllt, darin die nebelgrauen Oelbäume, die unterhalb unsres Fensters sich ins Tal hinabzogen, gleichsam in ihrer eigenen ätherischen Wesenheit verschwanden; und die einzigen festen und bestimmten Dinge in der kleinen dämmerigen Welt, in der wir uns eingeschlossen fanden, waren die zwei hohen schwarzen Zypressen, die auf einer kleinen, vorspringenden Terrasse des Hügels einige dreißig Meter tiefer unten wuchsen. Schwarz, scharf umrissen und massig standen sie dort, Zwillingssäulen des Herkules am äußersten Ende der bekannten Welt; und jenseits von ihnen nur blasses Gewölke und um sie nur die wolkigen Oelbäume.

Das waren die winterlichen Zeiten. Aber es gab Tage im Frühling und im Herbst, unverändert wolkenlose Tage oder — was noch schöner war — unterschieden durch die ungeheuern schwimmenden Dunstformen, die schneeig, von den schneebedeckten Bergen her, gegen das leuchtend helle Blau riesenhafte heroische Gebärden entfalteten. Und auf der Höhe des Himmels trieben sie schläfrig mit dem Winde dahin und wechselten ihre Formen während der Fahrt: bauschende Behänge, Schwäne, luftige Marmorblöcke, behauen und unvollendet gelassen von den Göttern, die der Schöpfung müde geworden waren, noch ehe sie recht damit begonnen hatten. Und hinter ihnen kam und ging die Sonne; jetzt verblaßte die Stadt im Tale unten und verschwand beinahe im Schatten, und jetzt wieder erglühte sie, wie von eigenem Licht, gleich einem ungeheuern zackigen Edelstein.

Wenn man über das nächstgelegene Seitental hinüberblickte, das sich unterhalb unseres Höhenzuges zum Arno hinunterwand, und über die niedrige, dunkle Schulter des Hügels, auf dessen äußerstem Vorgebirge die betürmte Kirche von San Miniato steht, sah man die gewaltige Kuppel, die luftig an ihren Rippen aus Mauerwerk hing, den viereckigen Campanile, den scharfen Spitzturm von Santa Croce und den Baldachinturm der Signoria, die sich alle deutlich über das verschlungene Labyrinth der Häuser erhoben und glänzten wie feine, aus kostbaren Steinen geschnittene Kleinode. Nur einen Augenblick lang, dann verblaßte ihr Licht, und der wandernde Strahl erwählte sich aus den blauen Bergen dahinter einen einzelnen goldenen Kamm.

Es gab Tage, an denen die Luft feucht war von gefallenem oder drohendem Regen und alle Formen wunderbar klar und nahe erschienen. Auf den entfernten Abhängen schieden sich die Oelbäume deutlich einer vom andern. Die fernen Dörfer sahen entzückend und rührend aus wie erlesenes kleines Spielzeug. Es gab auch Tage, zur Sommerszeit, Tage voll herannahenden Donners, an denen die Hügel und weißen Häuser, glänzend und sonnenhell, vor ungeheuern, gebauschten Massen von Schwarz und Violett gleichsam in Sterbepracht leuchteten, als warteten sie auf das Hereinbrechen einer schrecklichen Katastrophe.

Und wie die Berge sich veränderten und ihr Aussehen wechselten! Jeden Tag, beinahe jede Stunde des Tages, waren sie anders. Es gab Augenblicke, da gewahrte man, wenn man über die Ebene von Florenz hinsah, nur einen dunkelblauen Schattenriß, der sich gegen den Himmel abhob. Die Szene hatte keine Tiefe; sie war nur ein Vorhang, bemalt mit den Zeichen der Berge. Und dann, beinahe mit einem Schlag, wenn eine Wolke vorbeizog oder wenn die Sonne bis zu einem bestimmten Punkt am Himmel herabsank, verwandelte sich die flache Szenerie. Und wo vorher nur ein bemalter Vorhang gewesen, waren jetzt Ketten hinter Ketten von Bergen, abgestuft von Farbton zu Farbton, von Braun oder Grün oder Goldgrün bis zu fernstem Blau. Formen, die einen Augenblick zuvor zu einer einzigen, unterschiedslosen Masse zusammengeschmolzen gewesen, gliederten sich nun in ihre einzelnen Bestandteile. Fiesole, das nur ein Sporn des Monte Morello geschienen, enthüllte sich jetzt als der Vorsprung eines andern Hügelzugs, der von den nächstgelegenen Bastionen seines

größeren Nachbars durch ein tiefes und schattiges Tal getrennt war. In der Sommerhitze wurde die Landschaft trübe, staubig und verschwommen und beinahe farblos unter der Mittagssonne. Die Berge verschwanden in die zitternden Fransen des Himmels. Aber während der Nachmittag verging, tauchte die Landschaft wieder auf, ließ ihre Anonymität fallen und stieg aus dem Nichts zurück in Form und Leben. Und ihr Leben wurde reicher, wurde mit jedem Augenblick kräftiger, während die Sonne langsam sank, langsam durch den langen Nachmittag hinabsank. Das waagrechte Licht mit seinen Gehilfen, den langen dunklen Schatten, legte sozusagen das Knochengerüst des Landes bloß; die Hügel — jeder westliche Abhang im Licht und jeder der Sonne abgewendete Hang tief beschattet — wurden massig, kantig und fest. Kleine Falten und Gruben in dem anscheinend glatten Boden enthüllten sich dem Auge. Eine große Klippe, östlich von unserer Anhöhe, warf ihren immer größer werdenden Schatten über die Ebene der Ema; inmitten der umgebenden Helligkeit des Tals lag eine ganze Stadt in ihm versteckt. Und wenn die Sonne am Horizont erlosch, erröteten die fernsten Berge in warmem Licht, bis ihre erleuchteten Flanken die Farbe goldbrauner Rosen hatten; die Täler aber waren schon vom blauen Abendnebel erfüllt. Und er stieg und stieg; das Feuer in den westlichen Fenstern der volkreichen Abhänge erstarb; nur die Kämme leuchteten noch, und endlich waren auch sie alle erloschen. Die Berge verblaßten. Ueber eine kleine Weile wurde es Nacht; und wenn Vollmond war, geisterte noch immer ein Gespenst der toten Szenerie am Himmelsrand.

In ihrer wechselvollen Schönheit bewahrt diese weite Landschaft doch stets etwas Menschliches und Gezähmtes. Trotz all ihren Bergen, ihren steilen Abhängen und tiefen Tälern ist die toskanische Landschaft von ihren Bewohnern beherrscht. Sie haben jede Rute Bodens bebaut, die bebaut werden kann; ihre Häuser sind dicht gesät, sogar über die Hügel; und die Täler sind volkreich. Einsam droben auf einer Anhöhe, ist man doch nicht allein in einer Wildnis. Des Menschen Spuren ziehen sich über das Land, und schon seit Jahrhunderten, schon seit Jahrtausenden war es sein: ergeben, gezähmt und humanisiert. Das vegetative Leben der Pflanzen und Dinge ist dem menschlichen fremd und feind. Die Menschen können nur dort unbeschwert leben, wo sie ihre Umgebung gemeistert haben, wo ihre gehäuften Existenzen das vegetative Leben um sie herum überwiegen und an Zahl übertreffen. Die toskanische Landschaft, ihrer dunklen Wälder beraubt, bepflanzt, terrassiert und beinahe bis zu den Gipfeln der Berge bebaut, ist vermenschlicht und sicher. Manchmal, da überkommt diejenigen, die mitten in ihr leben, eine Sehnsucht nach Gegenden, die einsam sind, unmenschlich, unbelebt oder nur von einem fremden Leben bevölkert. Aber diese Sehnsucht ist bald gestillt, und man ist froh, in die zivilisierte Landschaft zurückzukehren.

Ich fand, daß das Haus auf dem Hügel oben der ideale Wohnsitz war. Denn hier, sicher im Schoß einer humanisierten Landschaft, war man doch allein; man konnte einsam sein, soviel man wollte. Nachbarn, die man niemals ganz aus der Nähe sieht, sind die idealen und vollkommenen Nachbarn. *Autorisierte Uebersetzung von H. E. Herlitschka*

Ein Stück Brot und ein Zinksarg

Von IGNAZIO SILONE

Die alte Bäuerin, die Steinhauer-Caterina, mit der sich in diesen Tagen die Behörden unserer Gemeinde befassen, ist keineswegs eine dumme oder irgendwie absonderliche Frau; sie ist eine Bäuerin wie viele andere mit all ihren Tugenden und Schwächen. Wenn die Vertreter der Obrigkeit unserer Gegend sie bis heute noch nicht kannten, dann einzig darum, weil sie sich stets nur um ihre eigenen und die Angelegenheiten ihrer Familie gekümmert hat, wie eine Ameise unter Ameisen oder wie ein Schaf in der Herde. Es will schon viel heißen, dem Hunger zu wehren, Kinder in die Welt zu setzen, sie zu ernähren; alles andere ist Versuchung, Eitelkeit, Narrheit.

Beim letzten Erdbeben verlor Caterina (außer dem Esel) das Haus, den Mann und drei Söhne; ihr blieb nur mehr ein Sohn und ein verwitweter Bruder. Es war nicht das erste Beben, das unsere Gegend heimsuchte; denn tatsächlich kann man heute noch in unseren Bergen Trümmer von Häusern sehen, die bei früheren Erschütterungen zusammengestürzt sind; und sehr wahrscheinlich werden sich solche Katastrophen immer wieder ereignen. Nichts gibt es, das schrecklicher und zugleich natürlicher ist. Ohne irgendwelchen sichtbaren Grund beginnt die Erde zu erzittern, und Tausende von Häusern stürzen zusammen, Tausende von Familien gehen zugrunde. Und da keiner ohne Sünde ist, wagt auch keiner, sich darüber zu wundern oder sich dagegen aufzulehnen. Nein, die Trümmer werden fortgeschafft, die Toten begraben, und das Leben beginnt von neuem; neue Familien werden gegründet, neue Häuser erstehen, neue Dörfer.

So schaffte sich auch Caterina mit Hilfe ihres Sohnes und des Bruders Cosimo in wenigen Jahren allmählich wieder ein neues Heim; denn bekanntlich war auch der Bruder, wie alle Männer in dieser Familie, Steinhauer; er verstand sich aber auch etwas auf die Maurerei. Tagsüber verdiente sich Cosimo sein Brot im Steinbruch, indem er Steine für die Beschotterung der Straßen zerkleinerte; abends jedoch und an Festtagen half er Caterina und ihrem Sohn beim Wiederaufbau des gemeinsamen Hauses, eines kleinen ländlichen Hauses mit einem Stall für den Esel im Erdgeschoß, mit Küche und zwei Kammern im ersten Stock. Ueberdies besaß Caterina im Talgrund, in der

Nähe des Flusses, auch noch ein Stück Gemüseland, und wenn sie weder im Haus noch beim Brunnen oder in der Kirche zu finden war, so befand sie sich bestimmt dort unten, um jenen kleinen Fleck Erde umzugraben. Auch noch in ihren alten Tagen, als der Sohn bereits erwachsen und nach väterlichem Brauch ebenfalls Steinhauer geworden, führte sie dieses mühselige Leben weiter. Aber eine kleine Familie, in der alle arbeiten, kann, selbst wenn die Mühe groß und der Verdienst karg, recht glücklich sein. Und wirklich, trotz des Alters gelang es Caterina und Cosimo, für den gemeinsamen Unterhalt aufzukommen, und so erlaubten sie auch dem jungen Burschen, seinen eigenen geringen Steinhauerlohn beiseite zu legen, um sich, so Gott es wollte, dereinst ein eigenes Heim zu gründen.

Eines Abends indes, gerade als die armen Leute es am wenigsten erwarteten, sandte ihnen das Schicksal einen Carabiniere ins Haus mit einem Schriftstück, das die Ankündigung eines neuen Krieges und den Befehl enthielt, die jungen Burschen zu den Waffen zu rufen. Kriege sind für arme Leute wie Erdbeben; keiner weiß, wann und wie sie entstehen, und nutzlos ist es, sich gegen das Schicksal zu sträuben. Gewiß konnte die alte Caterina nicht für ihren Sohn als Steinhauer einspringen, doch sie wollte sich auch nicht mit dem Gedanken abfinden, daß der kleine Sparquell für das Heim des Sohnes nun versiegen sollte. Daher bearbeitete sie ihren Bruder so lange, bis er ihr erlaubte, die Mühsal auf sich zu nehmen, den mit Steinen schwer beladenen Esel vom Steinbruch unten im Tal hinauf bis zur Fahrstraße auf halber Höhe des Berges zu führen. Eine gute Strecke weit ging es über steinige, abschüssige Wege, durch einen Eichenwald; mehrmals im Tage hatte Caterina diese Wanderung zu machen. Und zudem, wohlverstanden, mußte auch die Arbeit in ihrem Krautgarten besorgt werden; denn der Krautgarten, so sagen unsere Bauern, verlangt, daß der Mensch sich um ihn abrackere; täglich, unablässig will er von ihm gepflegt werden. Der armen Alten blieb daher kaum Zeit, ihre Gebete zu verrichten, ja, abends kam es zuweilen sogar vor, daß sie beim Beten des Rosenkranzes, von Müdigkeit übermannt, einschlummerte.

Als die Obrigkeit sich das erstemal um sie kümmerte, geschah dies auf ganz sonderbare Weise. Caterina und Cosimo saßen auf der Schwelle ihrer Hütte und waren eben daran, aus der Schüssel, die sie auf den Knien hielten, ihre Minestra zu löffeln, als der Carabiniere erschien.

Ohne viel Umstände zu machen, sagte er:

«Es ist da eine ziemlich ernste Anklage gegen Euch erhoben worden. Als Ihr heute nachmittag mit Eurem Esel durch den Wald gingt, hat Euch ein Fremder angesprochen.»

Caterina blickte zu dem Carabiniere auf, neigte dann ihren Kopf zum Ohr des Bruders und fragte: «Spricht dieser Mann mit mir? Was will er?»

«Ja, mit Euch spreche ich», drängte der Carabiniere. «Ein Mensch, ein Fremdling, hat Euch angeredet, als ihr vom Berg herunterkamt.»

«Und? Was ist dabei, da gibt es doch nichts zu leugnen?» meinte Caterina, indem sie ihre Schüssel neben sich auf den Boden stellte. «Ist das vielleicht nicht erlaubt?»

«Ihr habt ihm auch ein Stück Brot gegeben», fuhr der Carabiniere beharrlich fort.

«Ich glaube kaum, daß dies eine Sünde ist», sagte die Frau überrascht, «auf jeden Fall keine, die man beichten müßte, glaube ich.»

«Habt Ihr denn nicht bemerkt», sagte der Carabiniere, «daß es ein feindlicher Soldat war?»

«Feindlich? Was soll das heißen?» wandte sich die Frau neugierig an den Bruder. «Ein Feind?» fragte sie nun den Carabiniere. «Entschuldigt, ein Feind... von wem?»

«Unser Feind, und also auch der Eure», erklärte der Carabiniere, in Wut geratend.

«Mein Feind?» erwiderte die Frau verstört. «Verzeiht, aber ich habe den armen Mann bis heute nie gesehen, werde ihn vielleicht nie wiedersehen. Und zudem, damit Ihr es nur wißt, habe ich keine Zeit, mir Feinde zu machen. Jeder weiß, wie ich meinen Tag verbringe.»

«Kurz und gut», schrie der Carabiniere, «weshalb habt Ihr jenem Menschen Euer Brot gegeben?»

«Weil er Hunger hatte», sagte die Frau einfach, ihren Bruder anblickend; «und weil auch er, wie Ihr, der Sohn einer Mutter ist», fügte sie, sich an den Carabiniere wendend, bei. «Hättet Ihr nur gesehen, wie gierig er das armselige Stück Brot verschlang! Ich habe gewiß keinen Grund, mich dieses kleinen Almosens zu rühmen, glaube auch nicht, mich dessen schämen zu müssen.»

«Mit andern Worten, Ihr gesteht also, ihm das Brot gegeben zu haben», schloß der Carabiniere verdrießlich.

«Für mich», sagte die Frau, «gilt nur eines: Tue recht und scheue niemand!»

Schroff aber wurde sie bei diesen Worten von ihrem Bruder unterbrochen. Es war, als ob ein Stummer plötzlich zu reden begänne: «Wir», sagte er, «wir haben nichts zu gestehen, wirklich gar nichts. Wir sind müde und wollen jetzt schlafen gehen; etwas anderes haben wir nicht zu sagen.»

Etwas nachdenklich blieb der Carabiniere stehen, dann sagte er: «Es tut mir leid, es bleibt mir nichts anderes übrig, als dies zu Protokoll zu nehmen; ihr versteht alle beide nichts davon, ich aber muß mich selbst zu schützen suchen.»

Er mußte nicht so schlecht sein, dieser Carabiniere, denn er ließ sich eine Zeitlang nicht mehr blicken; und Caterina vergaß schließlich über ihrem mühseligen Leben die seltsame Begegnung jenes Tages und das lächerliche Vorgehen der Obrigkeit.

Ein paar Monate später jedoch tauchte der Carabiniere wieder auf, und zwar genau zur gleichen Zeit wie das erste Mal, während Caterina und ihr Bruder auf der Türschwelle ihre Minestra aßen. «Ich muß Euch sagen», wandte er sich lächelnd an Caterina, «daß sich in der Zwischenzeit verschiedene Dinge geändert haben, so daß auch die Sache, deren man Euch beschuldigt hat, heute kein Vergehen mehr ist, sondern... das Gegenteil.»

Caterina näherte ihren Kopf dem Ohr des Bruders und fragte: «Spricht er mit mir, dieser Mann? Was will er von mir?»

«Ja, mit Euch rede ich», erwiderte der Carabiniere lächelnd. «Ich muß Euch sagen, daß sich in der Zwischenzeit manches geändert hat.»

«Was hat sich denn geändert?» schrie der Bruder. «Nichts hat sich geändert. Die Steine sind immer noch hart, der Regen immer noch naß.»

«Die Dinge in der Stadt haben sich geändert», erklärte der Carabiniere.

«Wir lesen keine Zeitungen», antwortete Caterina mißtrauisch. «Wir sind arme Leute und haben genug an unseren eigenen Sorgen.»

«Ja, die Dinge haben sich geändert», wiederholte der Carabiniere beharrlich. «Jene, die einst unsere Feinde waren, sind jetzt unsere Verbündeten, und unsere einstigen Verbündeten sind nun unsere Feinde. Darum ist das, was vor einigen Monaten noch ein Vergehen schien ...»

«Entschuldigt», unterbrach ihn Caterina, «glaubt Ihr wirklich, daß es sich noch lohnt, über jenes armselige Stücklein Brot zu reden? Ich versichere Euch, es war nur ein Stück Brot, schwarzes Brot, wie wir Bauern es essen; und ein ausgehungerter Mensch hat es verzehrt. Wollt Ihr mir wiederum das Herz schwer machen mit dieser so natürlichen Sache?»

«Im Gegenteil», suchte der Carabiniere ihr klarzumachen, «Ihr habt eine Belohnung verdient, eine Auszeichnung, eine Verdienstmedaille. Ich rate Euch, ein Gesuch an die oberste Behörde zu richten; denn ich muß Euch wiederholen, daß sich inzwischen vieles geändert hat, so auch die Art und Weise, Gutes und Böses zu unterscheiden.»

«Mein Sohn», sagte Caterina mitleidig, «wie soll sich denn das Gute und das Böse ändern lassen? Wie stellst du dir das vor?»

Der Bruder jedoch verstand es anders und fragte den Carabiniere: «Gut; Ihr versichert uns, daß die Dinge heute anders stehen; wenn sie aber wiederum ändern sollten? Mit andern Worten, seid Ihr wirklich sicher, daß diese Aenderungen unwiderruflich sind?»

Der Carabiniere suchte seine Verwirrung hinter einem Zornausbruch zu verstecken: «Kurz und gut», schrie er Caterina an, «Ihr verzichtet also auf die Medaille?»

Die arme Frau suchte ihn zu beschwichtigen. «Ich habe sie ja bereits», erklärte sie, «ich besitze sie doch, die Jubiläumsmünze des Heiligen Jahres 1900; ich erhielt sie, als ich in meiner Jugend nach Rom pilgerte. Ist es an einer Medaille denn nicht genug? Ich würde sie Euch zeigen, hätte ich sie nicht meinem Sohne, als er in den Krieg zog, in Verwahrung gegeben.»

Dann kam der Sommer 1945, und die Soldaten kehrten allmählich zu ihren Familien zurück; so begriffen die Bauern, daß der Krieg zu Ende war. Um den heimkehrenden Sohn auf der Schwelle ihres Hauses erwarten zu können, begann Caterina ihr Gemüseland und den Steintransport immer mehr zu vernachlässigen. Aber die Tage vergingen, und der Sohn säumte immer noch, heimzukehren. Eines Abends indes brachte einer die Nachricht, daß er gefallen sei. Wie? Wann? Wo? An der Todesnachricht war bestimmt nicht zu zweifeln, die Einzelheiten darüber aber lauteten recht verwirrend. Zwei Wochen lang, wie es die Sitte heischt, sah und hörte man nichts mehr von Caterina, die, eingeschlossen in ihrem Hause, mit ein paar Frauen aus der Nachbarschaft, nur ihrem Kummer lebte. In diesen Tagen suchte der Bruder über das Unglück etwas Bestimmteres zu erfahren. Es gelang ihm jedoch nur zu ermitteln, daß der Neffe unweit des Dorfes gefallen, als der Krieg bereits zu Ende ging oder schon zu Ende war, und zwar nicht in einer Schlacht, vielmehr in irgendeinem kleinen Scharmützel oder in einem Zweikampf... Eine etwas unbegreifliche Geschichte.

«Wo haben sie ihn begraben?» fragte Caterina. «Irgendwo auf freiem Feld oder auf einem Friedhof?»

Sie lief zum Pfarrer, um sich Klarheit oder Rat zu holen, doch er konnte ihr nicht helfen. «Dieser Krieg», meinte er, «war viel komplizierter als alle früheren; der eine wurde in die Brust, der andere in den Rücken getroffen.»

Caterina überwand jede Schüchternheit und ging auch zum Gemeindesekretär. «Ich möchte wenigstens wissen», sagte sie demütig, «ob man meinen Sohn in geweihter Erde begraben hat.»

«Eine solche Wißbegierde ist mir unverständlich», antwortete der Beamte. «Was für ein Unterschied ist da schon? Er ist nun einmal tot!»

Darauf suchte Caterina den Soldaten auf, der ihr die Todesnachricht gebracht hatte. Mit ihm und mit dem Esel wanderte sie eines Morgens nach jener Gegend, in der sich das Unglück ereignet hatte. Nach einer Woche sah man die beiden zurückkehren; der Esel aber war mit einem langen, schweren Zinkkasten beladen, den sie auf den Dorffriedhof trugen.

«Hättet Ihr ihn nicht liegen lassen können, wo er begraben war?» sagte der Friedhofwächter ziemlich ärgerlich. «Nun muß ich die Gemeinde benachrichtigen.»

«Er lag nicht auf einem Friedhof», sagte Caterina. «Man hat ihn einfach in eine Grube geworfen... in einem Kastanienwald... mit vielen andern zusammen...»

«Ist er's auch wirklich?» fragte der Wächter. «Bist du sicher?»

«Ganz sicher», antwortete die Mutter. «Er trägt am Halse noch die Jubiläumsmedaille, die ich ihm beim Abschied anvertraute.»

«Ein prächtiger Sarg!» sagte der Wächter voll Bewunderung. «Muß ein schönes Stück Geld gekostet haben!»

«Es war sein Geld», erklärte Caterina, «das Geld, das er für seine Hochzeit beiseite gelegt hatte.»

Dann kehrte die Frau nach Hause zurück und legte sich zu Bett, denn sie war zum Umfallen müde. Cosimo saß daher allein auf der Türschwelle, als der Carabiniere wieder erschien.

«Wo ist Eure Schwester?» fragte er. «Genügt es nicht, daß ich hier bin? Sprecht mit mir», antwortete Cosimo.

«Eure Schwester hat sich gegen das Gesetz vergangen, sogar gegen verschiedene Gesetze. Die Ueberführung der Leiche ist nicht nach gesetzlicher Vorschrift vorgenommen worden.»

«Es ist ihr Sohn», erklärte Cosimo.

«Sie hat sich sofort dem Richter zu stellen», fuhr der Carabiniere fort. «Sie wird kaum ihrer Strafe entgehen. Wo ist Eure Schwester?»

Der Carabiniere trat einen Schritt vor, um ins Haus zu gehen; Cosimo aber stellte sich breit vor die Türe. Er hatte ein Messer in der Hand. Schweigend, unbeweglich standen sich die beiden gegenüber. Die geringste Gebärde der Angst oder der Vorsicht hätte genügt, den Streit zu entfachen. Da aber trat aus dem Dunkel des Hauses Caterina. Die Aermste vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten.

«Was ist los?» fragte sie. «Wer verlangt nach mir?»

Die beiden Männer schwiegen verlegen.

«Was wünscht Ihr?» fragte die alte Frau den Carabiniere. «Seid Ihr es wieder?»

Irgend etwas mußte man doch sagen.

«Er hat sich in der Türe geirrt», erklärte der Bruder. «Was hätte ein Carabiniere in diesem Haus wohl zu suchen. Wir haben unsere Angelegenheiten immer noch selbst geregelt.»

So machte sich der Carabiniere auf und davon.

Deutsch von Hedwig Kehrli

MICHELANGELO *in seinen Dichtungen*

Von THOMAS MANN

Dichterische Bekenntnisse «Michael Angelus Bonarotas» (so lautet die Umschrift ums Titelporträt des Bandes*) sind zu mir gekommen, die deutsche Uebersetzung rechts neben dem Original — ein Buch, das mich dank seiner Aufgewühltheit, seiner oft verzweifelten Gefühlsmacht tief ergriffen hat.

Es ist dichterischer Wildwuchs — ja, wiewohl die obligate Sonettform vielfach eingehalten ist, haben wir es mehr noch mit Ausbrüchen des Schmerzes, der Bitterkeit, der Liebe und des Elends einer großen, übergroßen, leidend durchs Schöne zu Gott strebenden Seele zu tun als mit Gedichten. Einer kurzen Liebesklage und -frage: «Come può esser ch'io non sia più mio?» «Wie kann's nur sein, daß ich nicht mehr mein eigen bin?», worin ganze zwei Zeilen einfach aus dem fassungslosen Ruf «O Dio, o Dio, o Dio!», «O Gott, o Gott, o Gott!» bestehen, kommt eher der Name eines tiefen Seufzers und Stöhnens als der des Gedichtes zu. Aber gerade durch das erschüttert Hingewühlte dieser einsamen Geständnisse des gewaltigen Künstlers packen sie so ungeheuer, auf eine fast außerkünstlerische, außerkulturelle, nackt menschliche Weise unser Gemüt; und man muß zugeben, daß der Uebersetzer ihnen mit ungewöhnlicher nachfühlender Kraft und meist genau sich anpassender sprachbildnerischer Schönheit gerecht geworden ist.

Welche Fülle von Leidenschaft ist hier, Merkmal einer ungeheueren und gequälten Vitalität, ins Wort gebannt! Er, «ganz an die Kunst verloren», für sie geboren ganz und «für sie lodernd wie für Liebesmacht», gießt politischen Zorn und Gram in Sonettform, ist ob des Unterganges der florentinischen Republik, der Diktatur der Medici dem Selbstmorde nah und fühlt sich durch sie «von Elend und von Sklaverei zertreten». Er wettert gegen Florenz, das «Nest», das Dante und ihn geboren und das den von ihm grenzenlos bewunderten Dichter schnöde, undankbar, schändlich ins Exil geschickt hat. Hier schlägt in der Uebersetzung der Platen-Ton durch, der Ton des deutschlandflüchtigen Grollers, auf den Michelangelos Lyrik zweifellos stark gewirkt hat:

> **«Viel leichter ist's, das Volk, das ihn verdrängte,**
> **Verfluchen — als mit Lob erklimmen Dantes Sphäre.»**

Undankbarkeit ist die bittere Klage, die er gegen Julius II. erhebt, den päpstlichen Herrscher, dem seine Mühe und Treue Glanz verliehen, und der sich «keinen Deut» um sein Leben kümmert — del mio tempo non ti incresce o dole! Wie schlecht, gemein, gottverlassen überhaupt ist die Welt! Wenn bei Gott die Armut gelten sollte — was er wohl im Gericht aus diesem Staate macht, «dem Tods- und Kriegsstandarten jedes Heil geraubt?» Denn arm und elend ist er hienieden und glaubt, ein überzeugter Christ, an die Berufenheit des Leidens zur Glorie: «Im Himmel», sagt er einmal, «wohin ich durch die Not, die ich hier litt, gehöre.» Es ist der Himmel, der es «verschmäht, der Welt Weisheit zu leihen» und nach dessen Willen er «vom dürren Baume seine Frucht ernten muß».

Eine Ernte, eingebracht mit gewaltigen Armen, in tiefer Schwermut! «La mia allegrezz' è la maninconia», heißt es einmal bei ihm, und wir lesen, erschauernd in Ehrfurcht, ein Sonett, das während der Arbeit am «Jüngsten Gericht», wahrscheinlich auf dem Gerüst, gedichtet ist und sehnsüchtig *die Nacht*, «des Todes gütig Bild», verherrlicht, sie, aller gekränkter Seufzer letzter Zufluchtsort. Kaum ist die Uebergewalt dieser Sehnsucht, der Wunsch, zu schlafen und nicht zu sehen, nicht zu hören, ja *Stein zu sein*, statt Mensch, «da Schaden doch und Schande weiter währen» — kaum sind sie zu vereinen mit einer Produktivität, deren Energie ohne Maß, und deren strotzende Kraftüberladenheit freilich wohl eben ein Ausdruck der Düsternis ist. Woher aber diese? Woher die durchgehende Lebenstraurigkeit eines vom Himmel mit überwältigender Bildkraft begnadeten Schöpfers? Ich denke, es ist eine ungeheuere und drückende, dabei beständig nach dem Reinen, Geistigen, Göttlichen ringende, sich selbst immer als transzendente Sehnsucht deutende Sinnlichkeit, die den Aufschluß gibt. «Von niedrigsten», sagt er, «in höchste Sphären leitet — mich oft mein Wunsch, der mich im Traume lenkt.» Dieser Wunsch ist *Liebe*, eine nicht enden wollende, das ganze Leben durchziehende Verliebtheit in das Bild, das Lebendig-Schöne, den Menschenreiz — eine Ausdauer der Liebeskraft und Fähigkeit zu ihrer seligen Tortur, wie man sie auch bei einigen anderen sensiblen und sinnlich ausharrenden Kraftnaturen, bei Goethe und Tolstoi, findet.

Die große Mehrzahl von Michelangelos Gedichten, fast alle, sind Liebesgesänge, und sie erstrecken sich über viele Jahrzehnte: von 1504 etwa bis weit über die Mitte seines Jahrhunderts. Er steht immer in Liebe, ist immer verliebt, und tief rührend ist sie, diese rettungslose Verfallenheit des Gewaltigen, weit über die schickliche Altersgrenze hinaus, an das bezaubernde Menschenantlitz, sei es nun des blendenden Jünglings oder der prangenden Frau — tief rührend die unsterbliche Empfänglichkeit für «La forza d'un bel viso», die er als die einzige Lust preist, welche die Welt ihm schenkt, und die er, unter Verwünschungen, unter immer wiederkehrenden Anklagen der Grausamkeit des Liebesgottes, eine *Gnade* nennt, welche ihn bei lebendigem Leibe zu den Seligen trägt —, nichts, was ihn so beglücke!

«Wie kann's nur sein, daß ich mich selbst verlor?» Ergreifende Frage Eines, den es schon Zeit dünkt (vor 1546), die kranken, wandermüden Glieder der Erde zurückzugeben, und für den doch der

* Michelangelo: Dichtungen. Uebertragen von Hans Mühlestein, Quos-Ego-Verlag, Celerina.

Liebe Qual und Lust, welche ihm so oft «die Lende gespornt» (gewaltiger Ausdruck!) noch immer kein Ende gesetzt ist. Uebrigens ist er fraglich, dieser Selbstverlust in süßer Bewunderung, denn er sagt auch:

«Um Vieles teurer ward ich selber mir;
Ich wuchs an Wert, seit ich Dich in mir hege;»

und so hält für ihn die Würdigung des Selbst durch die Liebe der Beschämung die Waage, noch im weißen Scheitel ihr Narr zu sein.

Wenn es aber das «schöne», das heißt auf irgendeine unnennbare Weise reizvolle Antlitz ist, das er in sich nimmt und dem der Körper nur eben zugehört, so sind es wiederum die Augen darin — Occhi mia vita —, «Dein schöner Wimpergruß», wie es lobenswert in der Uebersetzung heißt, was ihn zuerst und vor allem unfehlbar bezaubert.

«La memoria degli occhi e la speranza,
Per cui non sol son vivo, ma beato...
O Dio, e son pur begli!»

Das kehrt immer wieder; und die primäre Rolle, welche die Augen, der Blick in seiner leidenschaftlichen Verliebtheit spielen, bringt von vornherein ein Geistiges, Sinnlich-Uebersinnliches mit sich, das er im Gedanken aufs innigste ausbeutet, und das seine Liebeslieder zu klassischen Beispielen platonisierender Erotik erhebt. Von den höchsten Sternen senkt sich ein Glanz herab — hier unten heißt er Liebe. Sie ist es, die den Geist zum Himmel, vom Irdischen zum Göttlichen trägt, und er verachtet all die, denen die Schönheit nebst der Leidenschaft für sie nur eine Sache der Sinne ist — er begegnet damit zugleich der Verleumdung «ruchlos dummer Münder» — im Falle Tommaso Cavalieri, nehme ich an. Die unsterbliche und engelsgleiche Seele, den Leib durchleuchtend, ist es, so behauptet er enthusiastisch, «die mich für Dich in Lieb' entflammt. Nicht ist's allein Dein heitres Angesicht — il tuo volto sereno.» Edle Liebe, davon ist er durchdrungen, setzt ihr Hoffen nicht auf Dinge, die zum Schwinden verdammt sind, und nichts kann ihm Gottes Huld, das ewig Schöne und Gute, zu reinerer Andacht enthüllen, als eben die Hülle, diese irdische Lieblichkeit, vor der er nur kniet als vor Gottes Spiegelbild.

Wir wollen uns schämen, an der Wahrheit, oder sagen wir: der hohen Aufrichtigkeit seiner Liebesdeutung zu zweifeln.

«Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne» —

Das ist oft empfunden, oft in tief begeisterten Worten ausgesprochen und gesungen worden, und ohne Zweifel hängt Michelangelos heiliger Glaube an den Ewigkeitssinn seiner Leidenschaft eng zusammen mit seinem unsterblichen Schöpfertum. Der eher naturalistische, uns näherstehende Gedanke, es möchte gerade das rührendst Menschliche sein, seine Liebe bewußt an den unhaltbar schönen Augenblick hinzugeben, an das, was zum Schwinden bestimmt ist gleich unserer Liebe, die dennoch ein Erinnerungsschatz für den Rest des Lebens bleibt — dieser Gedanke kommt ihm nicht. Und dann mag es schwer sein, den Platonismus, den Glauben an die Schönheit als Hülle des Göttlichen, an die Zärtlichkeit als Gleichnis der Liebe Gottes zu begreifen, wenn sich das Sinnliche ins eklatant Unwürdige «verirrt» und tief hinabführt unter den eigenen geistigen und menschlichen Rang.

Es ist da eine Person, genannt «La Donna bella e crudele». Für sie, für diese «aufreizend heidnisch schöne Hülle», von der er genau weiß und sagt, daß sie, «gewogen, *keine Unze wert*», sind seine Sinne zu brennen verurteilt; mit ihr zu sündigen und mit ihr zur Hölle zu fahren statt in den Himmel, wohin er doch «gehört», verzehren diese gewaltigen und hochstrebenden Sinne sich glaubenslos und erniedrigt. Es ist ein großes Elend.

«Wüßt ich von Eurem wahren Innern mehr,
Vielleicht vermehrte dies mein Leiden sehr.»

Aeußerst wahrscheinlich. Aber wenn er auch weiß, daß hier die Schönheit gründlich lügt, und obgleich er den schroffen Abgrund kennt, der zwischen Aug' und Seele gähnt, so fleht er doch: Schenkt mir den schönen Trug! Laßt ein ehrlich Lieben darauf hoffen, was ein geliebtes Antlitz ihm von außen zeigt! Laßt mich die Täuschung genießen! Diese Augen (die Augen wieder!) hat das Weib dem Paradies entwendet, und wie gemein, kokett, herzlos sie sei, er bringt es fertig, auch hier noch, zu glauben, daß ihre Schönheit «kein sterblich Ding», daß sie unter uns vom Himmel herniedergesendet ist!

Großes, leidendes und unbezähmbar gefühlsmutiges Herz! Ich weiß nichts von Tommaso Cavalieri, dem es ein ganzes Jahrzehnt lang gehörte. Die Gelehrten mögen von ihm wissen. Er wird ein junger Edelmann oder Patrizier gewesen sein, denn Michelangelo nennt ihn beständig «Herr», «Signior mio», «Signior mio caro», was wohl nicht allein als Liebesunterwürfigkeit, sondern auch gesellschaftlich zu verstehen ist. Der Achtundfünfzigjährige, von kolossaler Arbeit schon recht Verbrauchte, hält es für möglich, «daß mehr als ich zu glauben wage, Dein Geist die reine Glut, die in mir brennt, Mitfühlend, *ja vielleicht erwidernd*, kennt...» Erwidernd? Michelangelo hat nie um der Erwiderung willen geliebt, noch an sie glauben wollen und können. Für ihn ist, recht platonisch, der Gott im Liebenden, nicht im Geliebten, der nur das Mittel göttlicher Begeisterung ist, und wie sehr er den himmlisch-chimärischen Tag ersehnt, den Tag der Verheißung, an dem die Sonne stillstehen möge auf ihrer alten Fahrt, und wo er, unwert! unwert!, für immer die Arme schließen mag um seinen «heißersehnten Herrn» — Chimäre eben ist dieser Tag, wie alle «Erwiderung», und Michelangelos ganze Erotik scheint prinzipiell auf die Polarität von Schönheit und häßlichem Alter gegründet, bei dem die Liebe ist, und das nichts als ein wenig «Mitleid», Güte, Gnade zu erwarten hat.

Tatsächlich stammen fast alle uns hier vorgelegten Liebesgedichte aus Tagen der Lebensspäte, bis in seine Siebzigerjahre hinein, und mehrfach kehrt darin der Gedanke wieder, es sei seines Alters Häßlichkeit aufgegeben, die Schönheit des erkorenen Objektes noch höher zu treiben. So sieht er das Verhältnis im Falle der «Donna crudele», und zu Cavalieri sagt er geradezu, sein Trost sei nur, daß seine dunkle Nacht (die Nacht der Seele und des Körpers) dem Geliebten zur Folie dient, ihm die Sonne verstärkt, die schon Geburt ihm zur Gefährtin gab — «Che a voi fu dato al nascer per compagno».

Sein bestes Glück hat er zweifellos in der Liebe zu Vittoria Colonna, im Seelenbunde mit der hohen, ernsten Frau, der Dichterin, gefunden, in dieser Leidenschaft, die zwölf Jahre lang, von seinem sechzigsten etwa bis über den Tod der «Herrin» hinaus (1547) dauert. In ihrer Aetherik und als «Bildungserlebnis» erinnert sie sehr an Goethes Verhältnis zu Frau von Stein, wie er denn in einem Sonett zu ihr sagt, daß er zweimal zur Welt gekommen sei: erst nur als Modell seiner selbst, in schlechtem Ton, dann aber durch sie, durch Neugeburt im Steine, als vollkommenes Werk, und zwar durch die züchtigende und zähmende Arbeit, die ihre Güte an seinem ursprünglich wilden Wesen getan, zusetzend, was ihm gefehlt habe, wegfeilend, was roh und überschüssig an ihm gewesen sei. Der in Weimar war freilich jung und biegsam, als er dies bildende Frauenwerk an sich geschehen ließ, der Schöpfer der «Nacht» aber in der Capella Medici, des «David» und des «Jüngsten Gerichts» beinahe ein Greis, was seiner dankbaren Behauptung etwas Illusorisch-Schwärmerisches, nicht recht Glaubwürdiges gibt. Dennoch ist gewiß, und innigste poetische Dokumente sagen es aus, daß die Liebe zu der Frau, die er «ganz ohne Fehle» sieht, und die er als seines «brüchigen Lebens Herz und Seele» erwählt — daß diese keusch und edelmütig erwiderte Hingabe ihm herrlichste Erhebung, die feierlichste Vermählung der Sinne mit dem Geistigen und Ewigen geschenkt hat, ein Glück, das, wie sein Hochsinn es durchaus verlangt, nicht erdwärts, sondern himmelwärts zieht.

Je mehr er sich selber flieht und haßt, desto mehr flüchtet er mit seinem Hoffen zu ihr, «all seiner Seufzer Meisterin» — «Daß doch der Himmel mich erreichen lasse, Was er in Deinem Antlitz mir versprach Und in den schönen, heilsgewissen Augen!» — Die Augen wieder, pien d'ogni salute! Er muß sie sehen, kann sie nie genug sehen, denn, leider! zu selten sehen oder nicht mehr sehen, ist «fast vergessen». Fast? Ach, nicht mehr sehen dürfen, Trennung, das Entbehren sinnlicher Anschauung *ist* Vergessen, und er erfährt, zum Beispiel zu der Zeit, als Vittoria sich im Kloster zu Viterbo asketischen Uebungen hingibt, die klägliche Unkraft der Phantasie, sich den einmaligen, nur schauend faßbaren Reiz eines geliebten Gesichtes lebendig zurückzurufen. Diese Unkraft aber bedeutet das Verabscheute, bedeutet Vergessen, das Absterben des Gefühls, und darum bittet er die ferne Heilige, sie möge, sofern sie im Himmel Macht habe, wie hier, seinen schweren, sterblichen Leib ganz zum Auge machen — del mio corpo tutto un occhio solo —, damit er sie ewig sehen könne.

Was das Schöne zufügt an Schmerz, was es in unbegreiflicher Einheit damit an Glückseligkeit spendet, diese Gedichte sagen es aus. Es sind auch darin die inspiriertesten Gedanken geformt über die Kunst, die, immer im Bunde mit der Verliebtheit, verschränkt mit ihr, sein Leben beherrscht: die «wahre Dauererbin» der vergänglichen Zeit, die Verewigerin, die Rächerin des Geschicks, daß das Geschöpf der Natur ein Raub der Zeit ist. Er, der mit dem Stein gerungen, weiß wohl, daß Arbeit Zeit und Tod besiegt. Wie bei Goethe ist hier die Kunst, auch sie, Natur, und ihr Sohn, der Künstler, erwirkt dem Vergehenden solches Bestehen, daß noch nach tausend Jahren sein Werk Zeugnis geben wird, «wie schön ihr wart, und ich wie häßlich wild; doch auch, daß ich kein Narr war, euch zu lieben.» Nie vergesse ich diese Verse:

«Ch'all' alte cose nuove
Tardi si viene e poco poi si dura» —

Daß man spät, nach vielem Suchen und Proben, bei neuen hohen Dingen anlangt, und daß dann unsere Bahn bald zu Ende ist. Welcher Enthusiasmus und welches geisterhafte Grauen zugleich liegen in dem Gedanken, den er in seinem vielleicht höchsten Gedicht, um 1543, ein Achtundsechzigjähriger, ausdrückt: daß so auch die Natur Zeiten und Zeiten lang nur gesucht und geirrt habe, «bis sie Dein Antlitz schuf», und daß damit ihr Beruf zu Ende sei, daß sie sich danach, alt geworden, zum Tode neige! Es gibt nichts tiefer Verworrenes, seliger Angstvolles, als die Gefühle, mit denen er ihr Antlitz betrachtet, und in denen sich höchste Lust mit solchen des Endes, des erreichten Zieles, des Weltunterganges mischt.

Als Vittoria stirbt, ist es die Verewigung, die sie selbst, als Dichterin, ihrem Leben verliehen, was ihn, den Dauerbedürftigsten der Menschen, tröstet. Kein Vergessen, auch seines nicht, das unausbleiblich ist, da er nicht mehr sehen darf, macht zunichte, was sie schrieb, «die süßen, holden, heiligen Gedichte». Hat nicht bei allem Trennungsschmerz, allen Treueschwüren dies Ueberlassen des Fortbestehens an ihre eigenen Kunstgebilde etwas von Abwendung des Lebens, eines schon vergreisenden, aber ungeheuer beständigen Lebens, vom Tode? Dieser große Liebende liebt die Liebe mehr als alles Geliebte. Mit einem verdeckten, glimmenden Kohlenstück vergleicht er sich, als ihm der Himmel das große Feuer, das ihn nährte, gestohlen hat. Nicht Asche ist er; er glimmt; und er versichert, wenn nicht die Liebe «mit andrem Holze» die Flammen erneuere, so werde kein Funke mehr aus ihm springen.

Wahrhaftig, der Zweiundsiebzigjährige denkt an neue Liebe, verlangt nach ihr, ist ihrer gewärtig. Was Wunder also, daß sie ihm wieder naht, daß «aus der Glut die alte Jugend bricht», und daß er, nachdem der Tod seinen Bund mit Vittoria gebrochen, noch ungezählte Male geliebt hat: Tommasos, donne crudeli und alte donne, vorzugsweise aber wohl immer solche Wesen, in deren Antlitz sich das Männliche und Weibliche auf eine ihm göttlich scheinende Weise vereinigte, wie in der wundersamen Zeichnung, die er von der Colonna entworfen: mit dem seelenvollen, vor Seelenfülle beinahe sich brechenden Auge und dem starken, üppig-schön geformten Mund. Man kann wohl sagen, daß kein Werk seiner Hand, auch die Gedichte nicht, die in ungeheuerer Sinnlichkeit verwurzelte Uebersinnlichkeit seiner Erotik vollkommener wiedergibt.

Es hat wenig Sinn und ist nur melancholische Rhetorik, daß er in seinen Versen die Liebe als dämonische Verfolgerin und Quälerin vom eigenen Wesen trennt, sie anklagt, weil sie wieder sein Herz mit Glut und Tränen fülle, sie fragt, was sie an dem müden Greis erkoren habe, was sie mit verbranntem Scheit, mit seinem leidversengten Herzen wieder anfange.

«Hoffst Du aufs neu, Du schöner Zauberfalter,
Mich zu verführen in Verstrickungsängste,
Deren der Weise schlechter sich erwehrt?»

Wann war er je ein Weiser? Die Liebe, in deren Reich er zugestandenermaßen «all seine Zeit verbracht», ist kein boshafter Dämon außer ihm, den er zur Rede stellen könnte, sie ist seines Wesens Wesen, das ihm rührenderweise nie als gering, nein, mehr als menschlich erscheinen läßt, was er liebt, obgleich es oft genug recht sehr menschlich gewesen sein mag; und nur mit seiner Lebenskraft wird sie vergehen.

Ja, sie vergeht in der Misere letzten Alters, zusammen mit der Lust zur Kunst, der «einst hochgeschätzten», die ihn «dahin» gebracht hat, nämlich zu Armut, Leere und lumpigem Greisentum.

«Warum mit Puppen-Meißeln sich so placken,
Wenn ich wie der, der 's Meer durchschwamm, zuletzt
Ersaufen soll im faulen Sumpf der Bracken?»

Das steht in einem späten, fürchterlichen Gedicht, das in krassen Worten sein jammervolles Dasein im Macel de'Corvi, seiner römischen Wohnung, schildert, einem Loch, um das Menschenkot lagert, Tierkadaver in Urinflüssen verfaulen, und worin der abgerissene Alte, ein Schreckgespenst sich selbst, schwer hustend und schlaflos vor Ohrensausen und katarrhalischem Keuchen seine Tage und Nächte verbringt. Da steht denn das Wort: «Längst ist mein Herz der Liebesflamme bar» — mit dem Hinzufügen, das größere Uebel, nämlich das Elend des Leibes, verjage das kleinere und halte es hintan. Er hat die Liebe stets als Uebel, als Heimsuchung und süßes Gift verwünscht und dabei ihr angehangen wie keiner. Sie war der Untergrund seines Schöpfertums, sein inspirierender Genius, der Motor, die glühende Triebkraft seines übermännlichen, fast auch übermenschlichen Werkes, und ich höre, daß man den Bau der Peterskuppel, vor dem er zurückschreckte, dem unermüdlichen Zureden zu danken hat, das von den schönen Lippen Cavalieris kam, diesen Lippen, die er dem mann-weiblichen Bildnis der heiligen Vittoria gegeben hat.

Diese Zusammengehörigkeit von Verfallenheit an das Schöne, Verliebtheit und Produktivität hat er gekannt und auf große Art eingestanden in dem Vers, der auch in der Uebersetzung so rein gelungen ist, und den ich, vielleicht, weil er seiner Dichtung, nicht seiner Bildkunst gilt, so tief in mein Herz geschlossen habe:

«Nel vostro fiato son le mie parole.»
«In Eurem Atem bildet sich mein Wort.»

Das Regenlied

Verlaß das Feld,
tritt in dein Haus —
Das Regenlied
ruft dich heraus.

Verleugne Weg
und Baum und Stein —
Der Regen wird
dir nahe sein.

Am Fenster rinnt
er sanft herab
und segnet schon
dein fernes Grab.

Toni Peterhans

Lied am Kanal

Wasser glänzt wie Filigran
schwesterlich um Boot und Schwan.

Gläsern tauchen Steg und Stein
in die leise Flut hinein.

Tausend Sterne, hell und rund,
tanzen im verklärten Grund.

Buchen streuen dunkelrot
Blätter über Schwan und Boot.

Fritz Senft

Oktober

Wie tut das blanke Gras mir weh,
Das Licht im letzten Laube,
Als stünd ich schon im tiefen Schnee
Und nicht im Mond der Traube.

Die Früchte liegen allenthalb
Geborsten auf den Straßen,
Und Blätter wirbeln braun und falb,
Ein Sterben ohne Maßen.

Noch scheint die Sonne mild und fern
Auf alles, was zertreten,
Komm, laß uns mit dem Samenkern
Um Auferstehung beten.

Vera Bodmer

Aus einem Zyklus: «Tod und Leben»

Der Herbst

Wir schauen uns auf einmal an.
Wie kam dies Leuchten in die Kammer?
Klang je so hell des Schmiedes Hammer?
Wer hat die Fenster aufgetan?

Ein kühler Wind streift unsre Wangen,
blauschattend dort die Wolke flieht,
ein Sonnenstrahl im Winkel kniet,
den sich das Haus gefangen.

Was ist für Wunder uns geschehn?
Das Nachbarhaus ertrinkt im Licht!
Ein Bettler vor dem Tore spricht.
Im Garten gelb die Astern stehn.

Im Pappelbaum ein Schwalbenchor.
Die Mutter öffnet still den Schrein
und stellt uns Brot und Früchte vor.
Im Kruge blinkt der frühe Wein.

Richard Billinger

Aus «Sichel am Himmel», Inselverlag, Leipzig 1931

Jugend da und dort

1 Im Souk der Armen von Ghardaia in Algerien. Der weiße Vater, vielleicht ein Legionär, ist unbekannt, die Mutter, eine Araberin, arbeitet in den Gärten reicher Mosabiten. Photo Peter Häberlin

2 Negerbub aus Colomb-Béchar in Marokko. Wenn er nicht hier am Wasser spielt, findet man ihn gewiß in den Straßen des Geschäftsviertels, mit lächelnder List den Touristen ausgestopfte Eidechsen, lebende Fenaks oder gar Schlangen in Flaschen feilbietend. Photo Peter Häberlin

3 Aufnahme einer deutschen Photographin im Berner Oberland. Photo Ingeborg Heise

4 Das Geheimnis. Photo Lisbeth Mettier

5 Vor dem Schweizer Konsulat in Wien
im Jahre 1947. Photo Ernst Haas

6 Indianerbuben auf dem Schulweg in der Umgebung von Albuquerque (Neu-Mexiko). Photo Paul Senn

7 Da geht er, siegesbewußt, wie ein Symbol der geistigen Interessiertheit der Mehrzahl der Indonesier, froh, stolz und schnell verletzt. Photo aus dem Jahre 1947 von Cas Oorthuys.

8 Aus Sornico im Val Maggia. Photo Tuggener

Der Mann aus Maine

Von RUTH LANDSHOFF YORCK

Dieser Mann, ich meine den, der Mikroben, Bazillen und sogar Viren mit dem bloßen Auge sehen konnte, war schon in frühester Jugend aus seinem Heimatstaat Maine fortgezogen, um in Hartford, Connecticut, zu arbeiten. Er lernte Feinmechaniker und wurde ein sehr guter. Und als die Werften und Fabriken in Brooklyn so ungeheuren Lärm machten, daß von überallher Werkleute dahinströmten, kam auch er in die große Stadt.

Dieser Feinmechaniker Peik Portugal hatte eine Menge Lehrreiches über Mikroben herausgefunden, er kannte sich sogar in den Mikro-Photographien aus, die hin und wieder in populärwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen.

«Ich kenne jeden Kokkus in der Welt, glaube ich wenigstens», sagte er, «und außerdem sehe ich noch eine Menge Kreaturen, die aus einer weniger kompakten Substanz bestehen, und merkwürdige Formen, von denen ich noch nie eine Abbildung gefunden habe. Es handelt sich da offensichtlich um Viren.»

Kein Wunder, wenn ein Mann mit einem so einmaligen und hervorragenden Talent eitel und eingebildet wird. Maria Magdalena, seine Frau, die nach der verstorbenen Sünderin und Heiligen genannt war, versuchte alles Mögliche, um ihn zur Bescheidenheit zu mahnen. Sie hatte ein Jahr Universität hinter sich und war infolgedessen überlegen und intellektuell. Wie oft machte sie ihm Vorwürfe: «Du bildest dir ein, etwas Besonderes zu sein, wie? Woher weißt du denn das so genau? Vielleicht können alle primitiven Völkerschaften dasselbe sehen wie du. Vielleicht verliert sich diese Eigenschaft nur mit der allgemeinen Dekadenz der Menschheit. Es ist durchaus möglich, mein Lieber, daß es heute, in diesem Augenblick, jemanden gibt, der dein Talent hat. Zum Beispiel ein Eingeborener», sagte sie.

«Ich ahne nicht, worauf du hinauswillst, meine süße kleine Mizzilene», sagte er. «Aber während du da redest, fliegen eine Menge seltsam geformte Tierchen aus deinem Mund. Die reiten jetzt auf der feuchten Luft, die du zum Sprechen benutzt hast.»

Das paßte ihr gar nicht. «Du wirst auch immer gleich persönlich», maulte sie. Und er sagte, während er ihren hübschen Mund betrachtete: «Wer weiß, ob es nicht besser wäre, wenn du ein bißchen gurgeln gingst. Da ist nämlich zwischen deinen üblichen Staphylokokken ein fast durchsichtiger birnenförmiger Kerl, den ich noch nie gesehen habe. Der vermehrt sich einfach ungeheuerlich schnell. Ich wünschte nur, du könntest das sehn. Möglicherweise ist es lebensgefährlich.»

Es war lebensgefährlich. Fünf Tage später war Maria Magdalena tot. Peik war sehr betrübt. Er hatte zärtlich an ihr gehangen, vor allem, weil sie es gewesen war, die sein Talent entdeckt hatte. Peik erzählte oft und gern davon. «Und das zeigt mal wieder», pflegte er dann zu sagen, «daß es vielleicht ungeheuer viele Männer gibt, die so ein ganz spezielles Talent haben, vielleicht nicht ganz so fein wie meines, aber immerhin, und wenn sie bescheiden sind oder schweigsam oder nicht verheiratet, oder wenn sie nicht wissen, wie beschränkt ihre Nebenmenschen sind, so kommt es nie heraus. Bei uns war das anders. Wenn ich abends von der Arbeit kam, da hatten wir immer vertraute Gespräche, meine Frau Mizzilene und ich. Ich erzählte ihr, wie es in der Fabrik gegangen war und was ich getan hatte, und sie erzählte, was sie getan hatte, und dann aßen wir Abendbrot und dann wurden wir zärtlich. Manchmal sprachen wir ganz romantisch über den Mond. Oder sie sprach über Blumen. Sie war nämlich in der Stadt aufgewachsen, muß man wissen. Und ich erzählte ihr dann, wie viel hübscher als all ihre geliebten Blumen die winzigen Dinger in der Luft seien. Und eines Abends wurde sie dann ganz ungeduldig. Sie sagte: ‚Was hast du nur immer mit deiner Luft, beschreib das doch mal genau und erkläre es!' Die Ueberraschung! Ich beschreibe und rede, und schließlich holt sie das dicke Buch da vom Bücherbrett — sie hatte es im Radio bei der Beantwortung schwieriger Fragen gewonnen, und es steht einfach überhaupt alles drin —, da zeigt sie mir also das lebensähnliche Porträt von einem dieser Burschen. Ich hatte den jeden Tag gesehen, meistens in der Untergrundbahn und kannte ihn wie meinen Bruder. Das heißt, ich kannte Millionen von diesen Burschen. Da erzählt mir nun meine Mizzilene, daß niemand in der ganzen Welt diese Dinger mit dem bloßen Auge sehen kann. Oder, daß jedenfalls nichts davon bekannt ist. Ich sag ihr also, ich könne das wohl und beschreib noch ein paar mehr, und die findet sie auch in dem Buch und sagt mir, wie sie mit wissenschaftlichen Namen heißen. Jetzt, wo sie tot ist, hab ich das Gefühl, ich sollt aus Dankbarkeit mit dem Werkzeugmachen aufhören und mich der Wissenschaft widmen und ein Mikrobenkenner werden.»

Also die Freunde in der Fabrik taten sich zusammen, Tom und Gus und noch einige, und machten eine Sammlung. Von dem Ertrag sollte Peik sich nun dem Studium widmen können, ohne durch die Arbeit für den Lebensunterhalt abgelenkt zu werden.

Als Peik sich herzlich bedanken wollte, sagte Tom: «Gern geschehn. Und red nicht von Dank. In deinem Talent, da steckt etwas drin für die allgemeine Menschlichkeit, und an dir gemessen wird der Edison wie ein kleiner Zwerg aussehn.»

Es war gar nicht so leicht, sich an das neue Leben zu gewöhnen. Er konnte da ruhig in der Ecke sitzenbleiben und in die Luft starren. Das war ja schließlich jetzt sein Beruf, in die Luft zu starren, und seinen Bekannten, den winzigen Lebewesen, sein Interesse zu beweisen. Er ordnete sie in Gedanken in solche, die bekannt und abgezeichnet oder mikrophotographiert waren, und in die unbekannten. Die versuchte er in eine neue Kategorie einzureihen.

Dazu brauchte er eine Methode, möglichst eine wissenschaftliche. Er verbrachte also die folgenden Wochen mit der Suche nach einem System zum Studium unbekannter Parasiten und ihrer Bedeutung. Leider konnte er weder eine Universität noch akademische Abendkurse besuchen. Seine ehemalige Dorfschule hatte ihn seinerzeit ohne das geringste Zeugnis entlassen. Mit andern Worten: er war hinausgeflogen.

Woher sollte er wissen, was für Bücher er lesen müßte? Nicht einmal an das gigantische Ultramikroskop ließ man ihn heran. Das Publikum war da nicht zugelassen.

Man sollte denken, daß diese Schwierigkeiten den Mann aus Maine entmutigt hätten. Keineswegs. Im Gegenteil. Um so eifriger bemühte er sich, der allgemeinen Menschheit mit seinem Talent schließlich doch noch nützen zu können. Er war sehr froh, daß er keine Kinder hatte; sein ganzes Leben konnte in den Dienst der Sache gestellt werden.

Mit der Zeit wurde Peik Portugal recht bekannt im Brooklyn Prospectpark, wo er oft saß. Viele hatten von seiner merkwürdigen Gabe gehört und unterhielten sich mit ihm darüber. Peik liebte das sehr, er fand es herrlich, wenn die Leute sagten: «Sollte man nicht für möglich halten!» Aber das brachte natürlich die Menschheit noch keinen Schritt weiter.

Einmal allerdings fühlte er doch, daß er ganz nützlich gewesen war. Er hatte nämlich verschiedene Bazillen um einen kleinen Jungen herum bemerkt und sprach darüber mit dessen Mutter. Als dann kurz danach der kleine Farrel die Masern bekam, war Mrs. Farrel nicht im geringsten überrascht.

Eines Nachmittags entstand sogar eine sehr erhitzte Diskussion über Peik. Der fand das sehr anregend, bis plötzlich ein Mann behauptete, das sei ja alles erlogen. Peik könne gar keine Mikroben sehen. Er habe einfach in seinem Unterbewußtsein vergessene Bilder derselben heimlich und unbemerkt aufgestapelt, und die kämen nun zur Oberfläche. Peik stellte erregt fest, daß sein Unterbewußtsein keinen Pfifferling damit zu tun habe, und als die beiden Gegner handgreiflich wurden, schritt schnell ein wildfremder Mann ein. Er war von seiner Bank aufgestanden und verteidigte nun Peik Portugal und sagte, es habe mit dem Bau seiner Augen zu tun. «Die Augen des Herrn Portugal», sagte der Fremde, «haben merkwürdige Linsen. Oder es ist die Iris. Aber wahrscheinlich sind die Linsen doppelt. Jedenfalls arbeiten sie nach einem physikalischen Prinzip, das von dem der gewöhnlichen und populären Augen abweicht. Und warum nicht?» Dieses und Aehnliches mehr sagte der Fremde, und die Umstehenden nickten.

«Sehr oft weiß die Wissenschaft ganz genau», fuhr der fremde Mann fort, «daß etwas existiert, wovon keine Spur zu sehen, riechen, hören oder fühlen ist. Andererseits nehmen unsere Sinne oft wahr, was der Wissenschaft vollkommen schleierhaft vorkommt. Mit der Zeit wird man schon in der Lage sein, auch Herrn Portugals merkwürdiges Talent zu erklären und zu klassifizieren. Auf jeden Fall erlauben Sie mir, Sie zu beglückwünschen.»

«Die Wissenschaft wird Jahre gebrauchen, um meine Gabe zu analysieren. Statt dessen will ich, daß sie dem allgemeinen Wohl dient, und zwar so rasch als möglich», sagte der Mann aus Maine mit einer gewissen Würde.

Kurz darauf wurde eine außerordentliche Sitzung der «Peik-Portugal-Studien-Unterstützungs-Gesellschaft» einberufen. Sie fand, wie üblich, im Hinterzimmer von Hannegans Kneipe «*Zum Kleeblatt*» statt. Peik stellte fest, daß es hier geradezu wimmelte von Bazillen, netten und gesunden Hefebazillen von dem Bierdunst, zu denen die Mitglieder der Versammlung andauernd ihre eigenen, persönlichen dazuatmeten. Natürlich fand er Staphylokokken und ein paar TB-Stäbchen und Unidentifizierte. Die seien sogar im Mikroskop unsichtbar. «Das nennen die Professoren ultrasichtbar», erklärte Peik. Das hatte er in «Wissenschaft für den Volksgebrauch» gelesen. Tom fand, daß «ultra-sichtbar» eigentlich sichtbarer als sichtbar heißen müßte. Er konnte das nicht verstehen. «Tom, du bist eben ein Laie», sagte Peik.

Nachdem die Versammlung zur Ordnung gerufen war, legte Peik Portugal seine Abrechnung vor: achtzehn Dollar fünfundneunzig Cents, um mit der Wissenschaft in Verbindung zu treten. Und er war ihr immer noch nicht näher gekommen. Sie war entfernt, exklusiv geblieben und hatte ihm, wie man so sagt, die kalte Schulter gewiesen. Peik legte vor: einen Brief von einer Universität in Michigan, die als Antwort auf Peiks Anerbieten einfach ein vorgedrucktes Formular geschickt hatte. Darauf stand, wie viele Examen der Aufzunehmende bestanden haben mußte und auch wieviel der Eintritt koste. In einem anderen Brief (von einem College in Tennessee) wurde Herr Portugal handschriftlich befragt, ob er Neger sei oder nicht. Und in einem Brief der Mayo-Klinik standen nur freundliche Ratschläge. Herr Portugal solle sich vertrauensvoll und ohne jeden Nachteil für seinen guten Ruf an die Psycho-Neurotische Klinik der Stadtverwaltung um Hilfe wenden.

«Professoren», seufzte Peik, «scheinen dazu zu neigen, mich für angeknackt zu halten.» Er sagte das mit seiner üblichen sanften Würde.

Bevor die Sitzung weiter fortschritt, fragte Gus seinen Freund Peik, wie denn der Neueste aussähe. Er wollte das immer wissen und wurde nicht müde, den Bazillenforscher zu befragen.

«Kleine Pünktchen in einem durchsichtigen Behälter, ein bißchen wie die Eiströpfchen am Rand von Schneeflocken. Und wenn sie in Gruppen vorbeikommen, sehn sie wie eine Blume aus auf einem fetten Stengel.»

«Danke schön», sagte Gus.

«Nichts zu danken, gern geschehn», sagte Peik Portugal.

«Meine älteste Tochter, die Clarissa», nahm nun Tom das Wort, «sagt — und vergiß nicht, die Clarissa steht kurz vor dem Reifezeugnis und ist auf der hohen Schule — also die sagt, es sei unmöglich. Man kann sie nicht sehn, weil sie farblos sind.»

«Deine Tochter Clarissa», antwortete Peik ruhig, «die kann keine Fensterscheiben sehn, weil sie farblos sind. Ich sag dir nur, manche wohnen in diesen durchsichtigen Verpackungen. Wie Geburtstagsgeschenke. Wenn sich die Strahlen darin brechen, dann schimmern sie in entzückenden Regenbogenfarben.»

«Ich werde der Clarissa das bestellen», sagte Tom.

«Sag ihr, sie brauche sich nichts daraus zu machen. Manchmal werd ich sogar ganz irre. Die wechseln nämlich ihren Umriß oder ihre Form ohne jeden Grund und ganz plötzlich. Das kann sogar einen alten gewiegten Bazillenbeobachter wie mich völlig aus dem Geleise bringen.»

Es wurde ein Vorschlag vorgelegt, Peiks Monatsgeld zu erhöhen. Er könnte dann nach Europa reisen oder nach Indien und dem Balkan und nach Herzenslust in diesen unterprivilegierten Ländern Lepra und Pest beobachten und vielleicht völlig unbekannte Viren und Mikroben dazu entdecken.

«So was wie den deutschen Amtsschimmel», sagte einer der Anwesenden, «um daraus neues Penicillin zu fabrizieren.» Er wurde nachdrücklich zur Ordnung gerufen und mit Geldstrafe bedroht.

Wenn Peik wirklich Glück haben und in diesen fremden Ländern einen neuen Bazillus entdecken, und wenn dieser zu der runden Art gehören würde, so könnte man den dann Peikokokkus nennen, schlug Tom vor.

«Ich geh aber ungern aus den Vereinigten Staaten weg», sagte Peik. «Ich seh viele beruhigende Penicillin-Kulturen da auf deinem Kinn, Gus. Sie verzehren Fädchen und Stäbchen und greifen kleine Kugeln an. Das gibt mir so ein Gefühl von Sicherheit. Ich bin gern hier.»

Jemand schlug nun vor, Peik solle einfach in die arktische Zone reisen, da bliebe er dann auf amerikanischem Grund und Boden. Da könne er herausfinden, ob es wahr sei, daß der Polarbezirk frei von Bazillen sei.

«Ich krieg schon hier in Brooklyn Frostbeulen», klagte Peik. «Ich geh auch keinen Schritt weiter nördlich als Maine. In Maine bei mir zu Hause gibt es Quellen, die haben keinen einzigen bösartigen Bazillus. Nur ein bißchen Blütenstaub und Pflanzensubstanz. Das ist hübsch und ausruhend. Die Erde ist auch rein und hübsch. Nur was nötig ist, um die abgefallenen Blätter und das tote Gras zum Gären und Verfaulen zu bringen. Alles in allem ein sauberer Staat, Maine. Könnt ihr euch das vorstellen? Ich mußte bis hinunter nach Connecticut reisen, um meinen ersten Starrkrampfbazillus zu sehn. Sieht wie ein Tennisschläger aus. Nein, ich glaube schon, daß ich besser hier bleibe.»

Tom sagte nun mit großem Nachdruck, daß sogar Pasteur lange warten und wie ein Irrer kämpfen mußte, bis die Professoren und Wissenschafter ihn anerkannten. Heute natürlich wisse jedes Kind, was pasteurisieren ist. Man kocht einfach mit Dampf.

«Laß uns mal praktisch sein», schlug nun Gus vor, und es wurde ihm allseitig zugestimmt. Praktisch mußte man sein, das war es. Aber wie? Das war die Frage.

Schließlich hatte Tom, freundlich und hilfsbereit wie immer, eine Idee. Alle fanden sie gut, und es wurde eine Runde Bier darauf getrunken. Dann wurde abgestimmt und die Tomsche Idee siegte sieben zu null.

Tom hatte nämlich eine Schwester Ann. Sie war eine bekannte Leidende, jahrelang von Krankheit verfolgt. Sie konnte Geschichten von Operationen erzählen, die in Fortsetzungen wie im Radio gingen, stundenlang und tagelang. Fünfmal lebensgefährlich operiert und zweimal einfach aufgeschnitten. Und das alles in den letzten vier Jahren. Das war Ann. Und niemals wurde eine Besserung ihrer Leiden erzielt.

«Es ist mehr als wahrscheinlich, daß in ihrem Falle die Doktoren und Professoren von einem völlig unbekannten Parasiten an der Nase herumgeführt wurden», sagte Tom. «Finde ihn, und wir haben unser Ziel erreicht.»

Am folgenden Besuchstag also ließen sich Tom und Peik in den Krankensaal führen, in dem besagte Ann lag.

Sie war eine durchaus redselige Person; das störte Peik, der gewohnt war, in aller Ruhe zu beobachten, zu studieren und zu klassifizieren. Er fand die üblichen und bekannten und ein paar unbekannte Kreaturen, die er für den Privatgebrauch getauft hatte. Da man sie sowohl im Wasser als auch im Trocknen fand, hielt er sie für harmlos.

So saß er da, still und versunken. Plötzlich mußte er lachen.

«Was ist denn los?» fragte Tom.

«Grad ist da ein Mikro-Organismus hier rechts vorbeigeglitten. Langsam genug, um ihn genau zu beobachten. Diphtheritis. Stell dir vor, die Punkte und Striche sahen aus wie Morsezeichen, und ich konnte das lesen. Die Bazillen haben natürlich keine Ahnung davon, aber sie haben ein unanständiges Wort buchstabiert, stell dir vor.»

Ann war beleidigt. «Nun lassen sie hier auch noch Bazillen von anderen Abteilungen rein», sagte sie.

Um sie abzulenken, erzählte Peik, was es nun zu sehen gab: «Genau, wie wenn man auf einer Wiese steht. Man sieht zum Beispiel Gänseblümchen und Rittersporn, Schafgarbe und Glockenblumen, Klee, Disteln und wilden Hafer und eine Menge, deren Namen man nicht weiß.»

«Parasiten, Bazillen, pfui», sagte Ann und dann noch allerhand. Peik fuhr fort, die Lebewesen zu studieren.

«Was siehst du jetzt?» fragte Tom.

«Einige kommen aus ihrer Nase, andere aus ihrem Mund oder aus ihrem Ohr. Aber das ist nicht alles. Da gibt es welche, die schießen sogar aus ihren Poren heraus.»

Ann war schon wieder beleidigt. «Ich dachte, sie sterilisieren einen Menschen hier im Spital», sagte sie.

«Klar», sagte Peik, «hygienisch ist es. Da unten am Fußboden, da werden die armen Dinger ganz blaß und schwach und sterben fast ab. Das ist das Karbol oder was immer die Stadtverwaltung zum Aufwischen verordnet.»

Ann war nun sehr gereizt. «Sie sprechen ja, als ob Sie auf ihrer Seite wären, Herr Portugal. Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht.»

Peik war wieder in Betrachtung versunken. Tom wurde ungeduldig. Er rutschte auf seinem Stuhl herum.

«Sitz doch still», bat Peik, «du schüttelst die ganze Luft durcheinander.»

Schließlich standen sie auf, verabschiedeten sich und gingen. Draußen fragte Tom. «Nun? Was ist das mit der Ann?»

«Die ist verrückt», sagte Peik.

Nun war Tom beleidigt. Er sagte kein Wort bis zur übernächsten Ecke. Dann sagte er: «Na?»

«Du bist und bleibst ein Laie, mein lieber Tom, und als solcher geneigt, dich zu irren. Du glaubst sicher, daß zum Beispiel auf einer Fliege nicht ein einziger gesunder Bazillus lebt. Fehlgeschossen. Außer den üblichen Streps und Spirillen und solchem Zeug befinden sich auf einer Fliege auch absolut harmlose einsporige Kreaturen. Was sagst du nun?»

Tom sagte, das gehöre nicht hierher, und er wolle etwas von Ann hören. Peik gab nach. «Gut. Ich hab es mir folgendermaßen ausgeklügelt. Sie ist bestimmt nicht, was man unter einer kerngesunden Person versteht. Doktoren schneiden niemand zum Privatvergnügen auf. Laß dir eines sagen. Um deine Schwester flattern nicht genug Bazillen, um einen Finken krank zu machen. Das heißt, was deiner Schwester fehlt, hat überhaupt nichts mit Bazillen zu tun.»

«Sondern?» fragte Tom.

«Entschuldige schon. Ich hätte natürlich nicht ‚verrückt' sagen sollen. Und weil du moderne Bezeichnungen vorziehst, sag ich jetzt psychopathisch. Ich meine, besagte Ann hat es im Kopf. Ich bin sehr belesen, mußt du wissen, und weiß, wie es in einem Menschen ausschaut. Da gibt es Zellen. Zellen und Zellen. Bis jetzt hat noch niemand so eine lebenswichtige Zelle künstlich herstellen können. Das ist der Grund, warum sogar Wissenschafter und Professoren manchmal an Gott glauben.»

«Was hat denn das alles mit der Ann zu tun?»

«Unterbrich mich nicht immer. Also der menschliche Körper stellt diese Zellen her, und das Gehirn befiehlt, wo sie hin sollen, wo sie gebraucht werden. Nun kann es passieren, daß solche Zellen plötzlich an Stellen wachsen, wo keine Notwendigkeit dafür vorliegt, und die Doktoren schneiden so ein wildes Gewächs heraus. Nun überlege mal, warum sind da Zellen an der falschen Stelle gewachsen? Einfach. Das Gehirn hat sie fehlgeleitet. Das Gehirn hat schlecht funktioniert. Daher meine Diagnose, diese Ann ist nicht richtig im Kopf.»

Tom gefiel dieser Gedankengang nicht. «Wir haben gesammelt, damit du Mikroskopisches studierst, nicht Gehirnwissenschaft. Dazu braucht man ein ganz anderes Talent als deins.»

Am nächsten Tag in der Fabrik wurde der Fall Peik Portugal von den Freunden besprochen. Bis heute, stellten sie fest, hatte er die Allgemeinheit keinen Schritt vorwärtsgebracht.

«Ich weiß was», sagte Gus. «Peik soll sich Arbeit in einem Spital suchen. Da brauchen sie Krankenwärter und Aushilfen. Das ist dann so eine Art Hintertür zur Wissenschaft.»

Aber der Zufall hatte es anders beschlossen. Peik war schon im Krankenhaus. Und zwar war er ordentlich durch den Haupteingang hineingelangt. Er war der Wissenschaft in entscheidender Form nahegetreten. Tief versunken in seine Betrachtung des sogenannten Unsichtbaren, hatte er das Sichtbare übersehen. Ein Lastauto. Nach langer vergeblicher Mühe traf er endlich mit der Wissenschaft zusammen. Drei Doktoren beugten sich über seine Bahre, aber es war schon zu spät für ihn, sich darüber zu freuen.

Ausdruckswerte unserer Kleidung

Von MARTIN NINCK

Ich zeichne schematisch eine menschliche Gestalt, zuerst mit geraden Linien a und dann mit runden b,

und jedermann wird sofort a als einen Mann, b als eine Frau bestimmen. Zum gleichen Ergebnis führt es, etwas weniger schlagend, aber immer noch deutlich genug, wenn ich die Figuren das eine Mal mit konkaven, das andere Mal mit konvexen Linien zeichne:

Auch da wird man bei a eher auf den Mann, bei b eher auf die Frau raten. Die Gerade und die Konkave scheinen also mehr für den Mann, die runde und die konvexe Linie mehr für die Frau bezeichnend zu sein.

Unser Zeichnungsversuch findet eine merkwürdige Bestätigung, wenn wir darauf achten, was die Mode aller Zeiten und Länder im Durchschnitt an der männlichen und an der weiblichen Kleidung herauszustreichen beliebte. Sehen wir uns die soldatische Uniform an, eine Bekleidung also, die sicherlich männlichen Geist und männliche Haltung bis in die Schuhspitzen atmet, so finden wir die Gerade auffällig an ihr betont: Steif steht der Halskragen, scharf überschneidet der Schirm der Mütze das Gesicht, der Rock aus hartem Tuch kümmert sich nicht allzu stark um die vielfach geschwungene Körperform: Schneidig soll die Uniform wirken. Ein breites Einsatzband hob bei älteren Uniformen die Stammlinie von der Seite heraus, und Achselklappen markierten die Hauptabzweigungen vom Stamm. Einsatzstreifen und Epauletten hatten gleichzeitig den Sinn von Abzeichen, wodurch die Bedeutung dieser Linien noch verstärkt wurde.

Bei der Frau ist das gerade umgekehrt. Es galt in keiner Zeit als besonders erstrebenswert — Ausnahmen bestätigen die Regel —, die Achsen an ihrem Kostüm zu betonen und die Gerade besonders zu unterstreichen. Im Gegenteil wird sie meistens fast peinlich gemieden, der Schnitt rund geführt, der Schmuck irgendwo asymmetrisch angebracht. Der Frauendienst des Rokoko und des Biedermeier hat vielleicht das sinnenfälligste weibliche Gegenbild zum eben entworfenen männlichen geschaffen, und in der Reifrockpuppe scheint unsere schematische Rundzeichnung Wirklichkeit geworden. Muß noch auf die gepufften Aermel, die Girlanden, fliegenden Bänder und Rüschen, Volants, Schleifen, die schwingenden Hüte und zierlich überwölbenden Schirme besonders aufmerksam gemacht werden, die dem schönen Geschlecht allzeit gefielen?

Bis heute ist das Bild dasselbe geblieben, trotz zeitweiliger Angleichungsversuche beider Kostüme und trotz der Versachlichung, wie sie im Schnitte angestrebt wird. Bei der Männerkleidung läuft alles in Ecken, Spitzen, Hörner, Zacken, Schwänze aus, am deutlichsten beim Frack, dem offiziellen Festanzug unserer Väter, aber hinlänglich ausgesprochen auch noch beim Geschäfts- und beim Arbeitsrock. Da springen am vorderen Umschlagkragen des Rockes diese merkwürdigen seitlichen Zacken (Revers) heraus, unverständlich, unsachlich, da sie den Linienfluß ganz unmotiviert durchbrechen, und doch durch alle Modelaunen hindurch zäh festgehalten. Die Aermel stehen steif von der Schulter ab, die Weste umrahmt das berühmte weiße gleichschenklige Brustdreieck und läuft unten gerne gabelig aus. Auf jenem Dreieck aber posiert die seltsamste aller Maschinerien, die Martererfindung des eckigen Kragens mit der bald steif geflügelten, bald zugeknöpft herabhängenden Krawatte. Warum dieses Geschenk der Kroaten[1] an unsere Kultur eigentlich sich so lange bei uns hielt? Ist es wiederum die Mittelsenkrechte, die sie je nach Farbe und Form mehr oder weniger sinnfällig beim Manne betonen soll?

Den Frauen gefällt der weichere Stoff, die rundere Form, von den helleren, offeneren Farben gar nicht zu reden. Es fehlt mir der Wortschatz, dieses leichthin flatternde Gewoge von Linien, dieses Gekräusel von Falten, Girlanden, Rosetten und Spitzen, das bald blumenartige Quirlen, bald sanft hinziehende Ranken sachgemäß zu beschreiben. Nur weniges: Seit urdenklichen Zeiten sind Ringe und Ketten der typisch weibliche Schmuck. Bernsteinketten um den Hals verblichener Germanenfrauen fanden sich schon in Hünengräbern; vom Halsschmuck der Freyja erzählt eine alte Mythe, und Menglöd, die «Halsbandfrohe», heißt die Heldin eines der reizendsten Eddalieder. Warum aber Ringelketten und nicht etwas krawattenartig Herabfallendes? — Der Hut muß steif gespannt beim Manne sein. Das gilt in der Gesellschaft und Oeffentlichkeit, wo er auf Formen Wert legt, heute noch. Filz und Stroh haben sich dieser Regel zu fügen. Zu den Röhrenhosen gehört etwas Röhrenartiges auf den Kopf, das sich als Zylinder bald turmartig aufreckt, bald plattformartig als Strohhut bescheidet. Unheimlich wirkt der Rundhut, die Melone. Er zeigt eine Glätte an, der wir nicht trauen. Diplomatengewandtheit und hinter Phrasen versteckte Geriebenheit scheint seine

[1] Unser Wort Krawatte erinnert bis heute daran, daß damit ein Bestandstück der kroatischen Männertracht auf dem Wege über Frankreich übernommen wurde.

hohlköpfige Rundung auszudrücken. Die Frau greift zum steifen Hut nur etwa, wo sie dem Manne als Reiterin nachstrebt. Sonst nimmt sie sich volle Freiheit in ihrem Kopfputz, der unzählige Daseinsformen verwirklicht, nur daß er — Geschmack immer vorausgesetzt — *einem* Gesetz sich unterwirft: dem Rhythmus der *ganzen* Erscheinung verwoben zu bleiben.

Gehen wir zurück in der Geschichte, so finden wir immer dasselbe: bei den Männern mehr das Gespitzte — Schnabelschuhe, Spitzröcke, Spitzhüte und zuzeiten gleichsinnig damit einstimmend modisch zugespitzte Schnurrbärte und Bärte, bei den Frauen mehr das Kurvige, Fließende. Man kann auch sagen Achsenbetonung bei den Männern (in der eben erwähnten Gesichtstracht deutlich hervorgehoben), bei den Frauen Kreissymbolik und Spiel um eine mehr nur geahnte Achse. Wie aber soll man solches erklären? Wäre denn Kleidung nicht bloßer Zweck, Mittel zum Schutz und vielleicht zum Schmuck? Hüllt sich der Mensch nicht in Kleider zur Abwehr des Frosts und anderer Witterungsunbilden? Zieht er nicht Schuhe an, um seine Füße zu schonen, trägt er den Hut nicht gegen den Sonnenbrand?

Ja gewiß, und er *schmückt* sich mit Federn, mit Bändern, mit Ringen und Steinen. Aber damit ist offenbar nicht alles erledigt. Denn man sähe ja nicht ein, warum Männer und Frauen so typische und bis auf alle Aeußerlichkeiten verschiedene Bekleidungsgewohnheiten haben, warum Frauen sich so viel Mühe geben, etwas Eigenes in ihrer Kleidung zum Ausdruck zu bringen, und Männer sich krampfhaft auf Dinge versteifen, die wie Kragen, Krawatte oder Rockumschlagzacken sicherlich weder schön noch zweckmäßig heißen können? Muß ich deutlicher werden? Die Bildhauer stöhnen, wenn sie einen Beethoven, Balzac, Nietzsche darstellen müssen. Gottfried Keller und Nietzsche mit Kragen und Schlips, die sie zweifellos doch getragen? Die Hand sträubt sich, sie so der Zeit zu überliefern. Ihr Haupt durch diesen Halspferch zu verunzieren, es in der Kragenschraube zu verankern! — Nein, weder schön noch zweckmäßig sind diese Ausgeburten unserer Mode, wohl aber charakteristisch; charakteristisch für den Geist unserer Zeit, die nichts anderes, Besseres als äußere Marke des Mannes zu geben hat als diese beiden: Krawatte und Kragen.

Gebärdensprache ist die Kleidung, und der Geist der Zeit, der Stände, des Einzelmenschen kommt in ihr zum Ausdruck. Höchst eigentümlich, wie der Zweck hier sofort durch Ausdruckstendenzen überlagert wird. Der Hut, der Mantel nimmt von dem, der sie trägt, allsogleich Charakter und Wesen an. Er bekommt ein Gesicht, das sich nach dem des Trägers modelt, und nicht nur vorübergehend begleitet und verstärkt er wohl gar dessen jeweilige Pose, sondern selbst losgelöst von ihm, wenn der Rock nun am Nagel hängt, wird er von jenem noch zeugen und Zeichen tragen. Aber schon der Mantel an sich, wie er in Form, Farbe, Schnitt und Stoff einer Mode oder sagen wir lieber einer Zeit beliebt, ist charakteristisch verschieden vom Mantel anderer Zeitperioden und ist verschieden vom Mantel anderer Völker. Die Eigenart auch des Volks und der Zeit kommt also in ihm zur Ausprägung.

Der Zweck tritt häufig genug ganz zurück. Ein Königszepter ist nicht sehr zweckvoll, ist aber ein Symbol des Mannes, sinnbildlich seine Macht bezeichnend. Der gemeine Mann führte gleichen Sinnes sein Schwert überall mit sich. Schwert, Speer und Messer kamen in Abgang mit den friedlicheren Zeiten des Christentums; dafür hielt sich noch lange der feinere Degen, und Stöcke anempfahl schon Karl der Große seinen Bauern als Ersatz für das wehrhaftere frühere Symbol. Als Degen und Stöcke auch nichts mehr galten, wurde der Bart dafür eifrig gepflegt, und als Bärte und Schnäuze als unappetitlich verrufen wurden, kam das goldene Zeitalter der Krawatten. So wären wir unversehens also doch zwar nicht auf einen Zweck, wohl aber auf eine Art Sinn und Abstammung dieses Monstrums gestoßen.

Was wäre jetzt aber der Sinn des eingangs ausgesprochenen typischen Unterschieds in der männlichen und der weiblichen Bekleidungsart? Nun, da wird ja wohl für den Mann etwas Aehnliches gelten wie beim Stock. Unbewußt und mehr dem Instinkt als der Ueberlegung folgend, sucht der Mann den Charakter des Männlichen überall auch in der Kleidung zu betonen, die Frau aber umgekehrt den des Weiblichen. Der Charakter des Mannes ist Bewegen und zielgerichtetes Tätigsein. In all seinen Beschäftigungen kommt das zum Ausdruck und um so deutlicher, als wir in frühere Zeiten zurückgehen. Krieg, Jagd und Spiel zeigen ihn immer vorwärtsgehend, mit Waffen bestimmten Zielen nachjagend, mit Schlag-, Hieb-, Stoß-, Stichwerkzeugen die ihm widerstrebende Materie bearbeitend. Mit Speer, Schwert, Köcher und Pfeilen zieht er aus in den Krieg oder um das Wild im Walde zu erlegen; mit der Axt geht er hin, die Bäume zu schlagen und Bauholz zurechtzuhauen; mit scharfem Kiesel schlägt er Feuer, mit der Sense mäht er Gras und das Korn, mit dem Wetzstein schärft, mit dem Hammer schmiedet er seine Waffen. Alle diese Werkzeuge tragen entschiedener noch den an der Kleidung schon angemerkten Charakter des Scharfgespitzten, Eckigen, streng nach einer oder beiden Achsen Gerichteten.

Die Frauen beschäftigen sich wendend, drehend, kreisend, ortsgebunden oder dann, wenn sich fortbewegend, stets von einem Ruhepunkt aus und wieder zu ihm zurück. Sie binden das Korn, das die Männer geschnitten, sie zetteln, wenden und rechen das gemähte Gras, sie worfeln die Frucht, die von jenen gedroschen, überhaupt aber sammeln und ernten sie, was die Männer im Frühjahr gesät. Pflügen ist Männersache, dagegen wird sehr häufig im Volk und im Volksbrauch die Egge von Frauen gezogen. Diese buttern und brauen das Bier; sie bewahren das Feuer am Herd, das die Männer entzünden; sie flechten und spinnen, drehen den Faden, sie weben und sticken, häkeln und nähen, bügeln und glätten, waschen und reiben, knüpfen und stricken; sie pflegen die Blumen und das kleinere Federvieh; sie winden Kränze und schlingen sich selber gern im Reigentanz. Sie hantieren mit Tassen und Schüsseln, Schalen und Pfannen, mit Wannen und Klammern, mit Oesen, Nadeln und Spangen.

Wein, Bier und anderes Getränk pflegten bei unseren Altvordern die Frauen zu schenken, und sie reichten auch vielfach dem Gast den ersten Willkommbecher, eine Sitte, die sich, wenigstens ihrem ersten Teile nach, weithin bis heute erhalten hat. Der Kellner hat sich nördlich der Alpen nie so recht einbürgern können. Schenken im Doppelsinn des Wortes ist ein schönes Vorrecht der Frauen. Die überaus zahlreichen Steinbilder von göttlich verehrten Matronen, die aus der Zeit der ersten nachchristlichen Jahrhunderte in der Rheingegend und in Frankreich zutage getreten sind, zeigen gewöhnlich ein Füllhorn in deren Händen oder fruchtschwere Körbe auf ihrem Schoß.

Es sei nun noch einiger Folgerungen gedacht, die sich aus der verschiedenen Einstellung zur Kleidung ergeben und diese in charakteristischer Weise beeinflußt haben. Sehen wir ab von der Tracht der Griechen und Römer, die in ihrem ruhigen Fluß so glücklich die Gebärdensprache des Körpers aufnimmt und nichts weiter sein will als eine Folie der hinter ihr wirkenden Persönlichkeit, so finden wir unter den reicher entwickelten Trachten des Mittelalters bedeutsame Unterschiede, die uns beschäftigen müssen. Zunächst eine fast verwirrende Fülle der Farben, Muster, Stoffe und Schnitte, die gegenüber der Einheit des Altertums auffällt. Es scheint, als ob die asketische Haltung der Zeit in der äußeren Buntheit der Formen sich einen Ersatz gesucht hätte. Was der Körper selber nicht mehr zur Geltung bringen durfte, sollte die Kleidung für sich um so lebhafter ausdrücken. In der Vielheit prägt sich dennoch *eine* Richtung deutlicher und deutlicher aus, und zwar ist es durchwegs der Mann, der sie befördert: es kommt die *Standestracht* im weitesten Sinne des Wortes auf. Nicht nur die drei Hauptstände Adel, Geistlichkeit und Bauersame sondern sich

scharf im Kostüm voneinander ab, jede Zunft, jeder Orden schafft sich wieder eine eigene Tracht, und eifersüchtig wie auf ihre besonderen Rechte wachen sie darüber, daß sich diese äußeren Zeichen nicht vermischen. In den großen Festumzügen des Mittelalters ist das klar zur Darstellung gekommen, und einen Nachhall davon sehen wir noch immer in den Totentanzbildern, deren jedes uns eine der zahllosen Ordnungen vorführt, wie sie sich jene Zeit geschaffen. Da gibt sich sogleich schon an der Tracht der Kaiser, der König, der Herzog, der Graf, der Kardinal, Bischof, Priester und Mönch, der Geldzähler, Schmied, der Bäcker und Zimmermann zu erkennen. In fester Rangordnung ist alles gegliedert, und eine großartige Doppelpyramide führt zu den beiden höchsten Spitzen des Kaisers und Papstes empor. Die Frauentracht ist von dieser Entwicklung nicht ganz unberührt geblieben, aber bezeichnenderweise drücken sich die Zeichen des Standes viel weniger scharf an ihr aus.

Strebensrichtungen sind es also, die das Kostüm des Mannes seit dem Altertum in steigendem Maße bestimmen: Verdienst, Amt und Würde, das, was er erreicht hat und welchen Platz er in der großen Gliederung einnimmt, beliebt er äußerlich sichtbar zu machen. Man erkennt wieder: besonders zweckvoll ist das nicht. Wenigstens sieht man nicht ein, warum der Stand jedesmal durch das ganze Kostüm bezeichnet werden soll. Im Altertum finden wir nur wenig davon, und auch heute wieder glaubt man ohne das auszukommen. Berufstracht und Orden sind undemokratisch. Freilich, irgendwelche Abzeichen, und wären es nur Vereinsmarken und kleinste Verdienstbänder, fehlen auch gegenwärtig nicht und werden so leicht nicht aussterben.

Zu solchen Prämienständern haben die Frauen ihre Kleidung nie gemacht. Wohl zieren sie sich, aber nicht durch Würden und vergangene Verdienste, sondern durch Reize der Gegenwart. Alles kommt ihnen auf die Erscheinung, den gegenwärtigen Eindruck an. Sie haben sich, sagt Jean Paul, in ihrer Kleidung ein drittes Seelenorgan geschaffen. Das gilt für gute Zeiten und bezeichnet dann schön den Unterschied von der Tracht des Mannes, die, wie wir sahen, mehr das Streben und Wollen zum Ausdruck bringt.

Sprung nach England

Reisenotizen von WALTER ROBERT CORTI

Für Mary Buchanan

Fremdling, gehst du nach Britannien, so denke an Neville Chamberlains Regenschirm — das ist ein Rat der Menschenliebe, ohne alle politischen Hintergründe! Im alten Athen konnte der Regenschirm nicht zum Symbol werden, in England mußte er es. Ein mißverstandenes Telegramm brachte mich diesen Sommer von Paris nach London, überstürzt und gänzlich unvorbereitet. Also fehlten mir in Calais auch Hut, Schirm und Regenmantel. Ein rabiater Salzwind prüfte dort schon die Festigkeit meiner restlichen Baumwolle. Uebermüdet vom Pariser Kongreß, suchte ich mein Wissen um Großbritannien zu erinnern und zu ordnen — da fuhren auch schon alle je gehörten Kanalgeschichten lähmend in die Gelenke! Zunächst sah es ja ganz unterhaltsam aus. Noch schien die Sonne und leuchtete durch die Wogen, welche über das Vorderdeck spritzten. Die Kinder jauchzten, und die Erwachsenen legten hochgemute Mienen zur Schau. Dann aber wandelte sich die Szene zum Spital. Die Mehrzahl der eingeschifften Mittagessen kamen nicht nach England. Grimmige Kognaktrinker an der Bar erinnerten mich später an Madame Tussaud's Wachsfiguren. Eine köpfereiche Familie in meiner Nähe nahm es in der Ordnung der aufsteigenden Jahre, den rührend besorgten Vater zuletzt. Sogleich gebar das Schiff eine unerwartet große Zahl wohlgebauter Brechschüsseln. Ein dicker Kapuzinermönch bot die ganze Magie des Gebetes auf — vergeblich. Der einzige Trost der Seebären lautete, daß es Ende Juli selten so zu- und losgehe. Ich suchte mich an einer Unterhaltung zu stärken. Der Matrose rauchte einen infernalen Knaster, der allein schon genügt hätte... «It's rather stormy today», hustete ich ihm zu. «Just choppy», sagte er. Mangels eines Wörterbuches und anderer Unpäßlichkeiten wegen erstarb danach der Dialog. Dagegen fing es an zu regnen. Die Kreidefelsen kamen in Sicht, grauer als grau. Trotz aller gefährdeten Gleichgewichte trieben nun doch Brocken klassischer Theatererinnerungen ins Bewußtsein: ...Gegend bei Dover. Gloster und Edgar in Bauerntracht. «Furchtbar steil! Horcht! Hört Ihr nicht die See?» Der blinde Edle bittet um Führung zum Kliff, daß er sich dort hinunterstürze. Aber Shakespeare will es nicht so. Da fällt der blasphemisch Getäuschte nur wenige Meter tief — Edgar selber wendet sich erschüttert ab. Wir Zuschauer im gepflegten Parkett ringen mit der schroffen Größe des uns Zugemuteten. Und schon erscheint König Lear und wirft die Wortbrände seines geistgewaltigen Wahnes unter uns...

In Folkestone drängt sich alles in die Halle. Dort scheint es sogar waagrecht hineinzuregnen! Calais—Folkestone? Etwa fünfzig Kilometer. Die Strecke Winterthur—St. Gallen.

Jetzt rollt das Bähnchen nach London. Eine feine Salzschicht festigt Haar und Gewand, liegt ziehend auf dem Gesicht. Viel Grün unter viel grauen Wolken, die roten Serienhäuser mit dem berühmten eingezäunten Gärtchen, Schafherden, Kricketplätze voll von Spielern mit offenbar amphibischen Talenten, dann wieder ruhig weidendes, schwarz-weiß gefleckte Vieh. Nun steigt ein Gefühl glücklichster Dankbarkeit auf, das seit Bubentagen ersehnte Land selbst erleben zu dürfen. Die Geschichte dieser Liebe beginnt früh und ist reich. Zuerst sind es die farbigen Insektenkarten aus dem Londoner Naturhistorischen Museum, die mir mein Vater sendet, da ich noch nicht lesen konnte. «Einmal gehen wir dann zusammen hin», sagte er. Es kam nie dazu. Aber mein erster eigener Gang in London galt diesem Museum an der Cromwell Road. Dann «geschah» der herrliche Knabenroman «David Copperfield». Er allein schon hat mich für immer immunisiert, je über England und die Engländer simplifizierend zu denken. Welche Fülle prächtiger, unvergeßlicher Gestalten! Mr. Pegottys Wohnung im umgestülpten Schiff, Mr. Micawber, dieses stets leidvoll behinderte Gewissen der Menschheit, Betsey Trotwood, die englischste aller Tanten, Mr. Dick, die Weisheit des

Schwachsinns, eine Warnung an alle Eugeniker, der unheimliche Uriah Heep ... Dann Shakespeare, der 1616 starb, dessen Kosmos englischer Gestalten allein schon genügt, daß wir von ihm zehren, solange wir leben. Der früh und zäh umworbene Johannes Scotus Erigena, mehr und mehr als ein Vater des Abendlandes erkannt, dann die Naturforscher. Muntere Zeiten mit Oscar Wilde und Bernard Shaw, Lockung und Widerspruch zur Welt des William Clissold. Die Begegnungen mit Julian Huxley und Stephen Spender. Aber auch mit jenem reizenden clergyman im eingenebelten Wengener Hotel, mit dem ich als Bub Schach spielte: ich verstand kein Englisch, er nichts vom Schach, und so ging es ausgezeichnet. Ein Strom geistiger Geschenke — Sparkenbroke — the plumed serpent, Alfred North Whitehead und Samuel Alexander. Ein Freund versuchte einst brieflich den Sonnenuntergang von einem Rheinschiff aus zu schildern, die letzte Zeile lautete: «Ich müßte ein ganzes Buch darüber schreiben.» So auch hier. Nun aber würde ich bald all das Gelesene und Vorgestellte in seinen Erinnerungsstätten vor mir sehen und die Chöre der Jahrhunderte an Ort und Stelle hören! Zwar saß mir gerade ein ebenso durchnäßter und fröstelnder deutscher Gelehrter gegenüber, der zum Röntgenologenkongreß eilte, die Gespräche betrafen weniger Shakespeare und Charles Dickens als einige nur tausendjährige Größen, aber meine Freude ließ sich durch nichts trüben und wuchs zu den herrlichsten Erwartungen an. Die Annahme, daß ich meine Freunde am Bahnhof umarmen werde, enttäuschte sich indessen. Der Viktoria-Bahnhof schien ferner mehrere, verwirrende Ausgänge zu haben, auch erweckten einige Taxi auf dem Perron den Eindruck, als sei man schon auf der Straße. So wuchs mein Unbehagen, vielleicht die Wartenden verfehlt zu haben. Draußen regnete es nicht mehr, es goß. Meine Buchbegeisterung sank bedenklich. Mit Schmerzen stellte ich fest, daß die Engländer kein Englisch sprechen, jedenfalls meines nicht. Machten die Amerikaner aus dem Englischen eine Sprache, die alle verstehen mit Ausnahme der Engländer, so sprechen offenbar die Engländer ein Englisch, das nur sie selbst verstehen. Die, wie mir schien, vernünftige Frage, wo das Stadtzentrum sei, wurde auch inhaltlich nicht verstanden. Nun kam zum Frieren noch der Hunger. Der Geldwechselschalter war «closed». Niemand im Bahnhof wollte schweizerisches oder französisches Geld wechseln. Selbstverständlich war ich auch ohne die Adressen meiner Londoner Bekannten angekommen — in den mächtigen Telephonbibeln entdeckte ich dann, daß sie weitverbreiteten Geschlechtern angehören mußten, die wenig Wert darauf legen, ihre Kinder mit ungewöhnlichen Namen zu taufen. Trotzdem fand ich eine Nummer, nun fehlten nur noch die zwei Penny, um den Automaten zu bedienen. Was tun? Den dienstbaren Ariel anrufen oder im Viktoria-Bahnhof eine Falschmünzerei einrichten? Reichlich von allen poetischen Geistern verlassen, ging ich entschlossen über die nächste Straße durch die erstbeste Türe mit einem anrüchigen Schild «Hotel» und kroch die muffige, dunkle, schmale und steile Treppe ins Ungewisse empor — schließlich ist ein Dach doch besser als keines. Die Psychiater kennen das Phänomen des déjà vu, und der jetzt sich bietenden obskuren Szenerie bin ich auf den finstersten Seiten der Kriminalromane von Peter Cheney und Agathe Christie auch schon begegnet. Henry Alexander meinte später, es bedürfe denn schon der schlafwandlerischen Sonderbegabung eines absoluten Neulings, um auf den ersten Anhieb in London einen derart romantischen Unterschlupf zu finden. Unter Hinterlassung des Koffers erhielt ich aber die heißersehnten zwei Penny — und damit nahm die Odyssee ihr Ende. Mein Telegramm fanden wir am Montag gemeinsam im Büro: Fremdling, for heavens sake, denke daran, daß in Britannien das Weekend heilig ist. Aber nun befand ich mich in der liebevollsten Geborgenheit meiner Freunde, die alles nur Erdenkliche taten, daß meine acht englischen Tage herrlich wurden.

Zu Großbritannien muß es auch ein Kleinbritannien geben, Britannia minor, das ist die Bretagne. Zu Great Britain gehörte früher das ganze Irland, von dem sich der größere, südliche Teil seit 1922 als Freistaat mit eigener Verfassung selbständig machte. Großbritannien umfaßt heute rund 230000 km² und zählt gegen 50 Millionen Einwohner, ist also etwas weniger als sechsmal so groß wie die Schweiz und zählt eine etwa zwölfmal stärkere Bevölkerung. 1801 wird die Zahl von 16 Millionen angegeben — welche Entwicklung allein in 150 Jahren! Geologisch gesehen, besitzt England alles, was das Herz begehrt: Kambrium, Silur und Devon sind Bezeichnungen englischer Landschaften, Silurer hieß ein keltischer Stamm. Der britische Begründer der Schichtenkunde ist William Smith, genannt der «Vater der englischen Geologie», er starb 1839. Ueber das Klima haben wir schon gesprochen, London soll im Jahr hundert Tage lang im Nebel liegen. Die blühende Kriminalschriftstellerei hat sicher auch ihre meteorologischen Gründe. Als wir durch die Grafschaft Somerset fuhren, fielen mir die wunderbaren Wolkenformen auf; es kommt wohl auch dies kaum von ungefähr, daß der Begründer der wissenschaftlichen Wolkenlehre, Luke Howard (gestorben 1864), ein Engländer war. Goethe liebte ihn und hat sogar seine Selbstbiographie übersetzt. «Die» Engländer? Kennen Sie das herzergötzliche Büchlein des Holländers G. J. Renier: «The English: Are they Human?», 1931 erstmals erschienen und seither wiederholt aufgelegt. Ach, heute stimmt das meiste nicht mehr, aber was einst stimmte, stimmt heut in seinen Trümmern wehmütig. Geschichte: In einem klaren Pelican-Bändchen beschreibt das Ehepaar Christopher und Jacquetta Hawkes: «Prehistoric Britain» (zweite Auflage 1949). Darin gibt es zwei kurze Seiten «Prelude», höchst hilfreiche und eindrückliche. Der Verfasser arbeitet 1940 an seinem Büchlein. Die Invasion droht. Er wohnte im Osten — die Drohung kam von Holland, von Norddeutschland und Skandinavien, «just the regions from which the prehistoric invaders of our Eastern coasts had usually come»[1]. Was tat der Prähistoriker? Er zieht wie einst die Kelten vor den Anglo-Saxonen nach Westen. Später kam die Drohung von Nordfrankreich. «This again followed the prehistoric pattern, for throughout the Stone, Bronze and Iron Ages our southern shores had been invaded by France.»[2] Sogar für die Drohung von Italien her, wobei Irland das Opfer gewesen wäre, gab es Analogien, daß nämlich diese Gebiete immer schon für mittelmeerische Anregungen besonders empfänglich waren und es ja auch heute noch sind. So lesen sich die steinzeitlichen Schilderungen erregend gegenwärtig. 1066 kommt der Normanne William von Frankreich herüber und siegt bei Hastings (unweit Folkestone). Für Jahrhunderte wird Französisch die Landessprache, auf William aber wird bis heute getauft. Das Schema entsteht, soll Frankreich von England aus regiert werden, oder England von Frankreich aus? Der Franzose Philipp der II. denkt das letztere. Seine Kriege schwächen England, 1215 erzwingt das Volk dort die Magna charta libertatum und wird fortan gegen seine Könige mächtig, während in Frankreich das Volk *mit* seinen Regenten den Weg zur Macht geht. Aber die Krone Englands erholt sich wieder. Es kommt zum «hundertjährigen Krieg» mit Frankreich. Die Lage wird für dieses kritisch. Da bringt das Orleaner Wundermädchen Jeanne d'Arc die Wendung. Zwar fällt sie den Engländern schließlich in die Hände und wird 1431 verbrannt. Aber sie verlieren alle festländischen Besitzungen bis auf Calais. Von 1066 bis 1453 hat dieser «anglo-französische Staat» wechselvoll gedauert. Wer ihn bedenkt, versteht die Fundamente auch des gegenwärtigen Englands. Daheim aber wird natürlich mit dem Verliererhaus Lancaster abgerechnet, die Yorks mit der weißen Rose im Wappen treten gegen jene an, die weiße im heraldischen Schilde führen. Aus diesem Krieg

[1] Gerade von jenen Regionen, von denen gewöhnlich die Invasoren unserer Ostküste gekommen sind.
[2] Dies folgt wieder dem prähistorischen Vorbild, denn durch die Stein-, Bronze- und Eisenzeit sind unsere südlichen Küsten von Frankreich erobert worden.

der beiden Rosen ragt der Gewalttäter Richard der III., ein York, hervor, den Shakespeare in einem seiner Königsdramen auch verewigt hat. Zu guter Letzt siegte keine der Rosen auf die Dauer, sondern die Tudors, die nun beide Rosen versöhnend in ihrem Wappen vereinten und dem ausgebluteten Adel wieder Frieden brachten. In diesem Strombett erschien der facettenreiche Vollmensch Heinrich der VIII. Zunächst stand er gegen Luther, dieser schrieb eine Schrift an seine Adresse mit dem graziösen Titel «Wider Hansworscht». Dann weigerte sich der Papst, die erste seiner sechs Ehen zu lösen. Grund genug, um eine eigene Kirche zu gründen, mit ihm selbst an der Spitze. Sie nahm seltsame Wege: halb reformatorisch im Inhalt, römisch im Ausdruck. Schottland wurde scharf kalvinistisch, in England hießen die Kalvinisten Puritaner, Irland blieb bis heute katholisch. Mit der Königin Elisabeth reiften dann die welthistorischen Entscheidungen. Erst beseitigte sie ihre katholische Rivalin, Mary Stuart, Königin von Schottland. Das fallende Haupt entfesselte die angestauten Energien des katholischen Spanien. Aber deren «unüberwindliche Armada wurde 1588 geschlagen, die spanische und die katholische Sache verlor für immer, von nun an begann für «Merry old England» ein Aufstieg ohnegleichen.[3] Zwar mußte nach dem Tode der Elisabeth im Jahre 1603 erst noch die Reaktion der Stuarts gemeistert werden. Irland und Schottland werden mit England verbunden, der Stuart Karl I. überspannte seinen Despotismus. Jetzt kommt die Stunde der Puritaner und ihres mächtigen Führers Oliver Cromwell. 1649 muß der König das Schafott besteigen — ein Schrecken ohnegleichen geht durch das feudalistische Europa. England wird vorübergehend eine Republik, die Stuarts kommen noch einmal, dann, 1688/1689, hundert Jahre nach der Zerschlagung der Armada, wird Großbritannien eine konstitutionelle Monarchie, in dem mehr und mehr die Parlamente die eigentliche Macht ausüben. Napoleon als der Aktivator aller unausgeträumten geschichtlichen Träume, rührt an den Zeitraum 1066 bis 1453. Seine Weltmachtpläne mußten England beunruhigen, ob Normanne oder Korse (oder Bürger von Braunau), es setzt sich zur Wehr, wo es eine Bedrohung wachsen fühlt. Für Napoleon war selbstverständlich der britische Löwe überall ein Hindernis. Die entscheidenden Daten und Namen sind der Seesieg Nelsons bei Trafalgar in der Straße von Gibraltar, in dem Nelson 1805 den Tod fand und Wellingtons Sieg beim Dorfe Waterloo unweit von Brüssel 1815. Es gibt vielleicht seither nur noch einen historischen Begriff, der sich ebenso tief in das englische Bewußtsein und Unbewußtsein eingegraben hat — das ist der Rückzug von Dünkirchen und die Ermannung des ganzen Volkes in dem größten Engländer dieser Zeit: Winston Churchill. 1066 bis 1453, 1588, 1649, 1688/89, 1805, 1815 — diese Daten in der Nußschale helfen dem Englandfahrer auf allen Wegen.

... der Chauffeur, der mich nach Hampstead bringt, weiß, daß ich ein Neuling bin. Stolz zeigt er mir seine Stadt. Wir fahren zur Westminster Abbey, sehen das Parlamentsgebäude, das Cromwell-Denkmal, den Glockenturm Big Ben, eilen durch die Whitehall-Staatsstraße — links die berühmte Downingstreet, rechts Scotland Yard, Flügel eines komischen Vogels, geht's mir durch den Sinn. Dann die Trafalgarsquare mit der hohen Nelsonsäule (die der Vendômesäule, die der Trajanssäule nachgebildet ist — wo wird die nächste stehen?). Schnell zur Themse hinunter, zur Nadel der Kleopatra, mit dem Blick auf die Waterloobrücke. Nun zurück und durch den Admirality Arch — (hat er mir dort die Laterne gezeigt, die Nelsons Sterben beschien? Er tat es so pathetisch, so micawberisch, daß ich für unser Taxileben fürchtete) — in den St. James Park hinein, zum Denkmal der Königin Viktoria vor dem Buckinghampalast: Da stehen die Wachen wie im Kinderbilderbuch, mit den unmöglich hohen Bärenmützen und stapfen plötzlich ihre paar Schritte wie aufgezogene Marionetten. Durch den Greenpark zum Wellingtonbogen, da lauscht links, trotz dem Regen, eine ansehnliche Menge Rednern auf Stehleitern, die weißen Hände winken über den Schirmen: Hydepark. Auch wer's nicht glauben will, das alles ist da, seiend, gegenwärtig ...

... welche Freude! Sitzung der British Pestalozzi Children's Village Association: Dr. Henry Alexander, der 1944 den Aufruf im «Du» las, präsidiert; die meisten Mitglieder kennen Trogen gut, da ist Dr. Charlotte Carey, die erste Sekretärin aus der Zeit, wo alles erst Glaube war, seither hat sie nach England geheiratet und stellt uns nun dort ihre kinderärztlichen Erfahrungen zur Verfügung. Da ist Mary Buchanan, britisch im Durchhalten, die mit ihrer herrlichen Fröhlichkeit durch alle Grafschaften wandert und mit Vorträgen für das Kinderdorf wirbt, selbstlose Ehrensekretärin. Man bespricht die letzten Vorbereitungen der Abreise der dreißig englischen Kinder. Alles geschieht sorgfältig, sicher, gütig. Bedeutende Persönlichkeiten stellen sich hinter die Vereinigung, so W. R. Matthews, der Dean von St. Pauls, der Biologe Julian Huxley, Derek McCulloch, allen englischen Kindern als «Uncle Mac» vom Radio her bekannt. Wie oft habe ich selber während des Krieges Henry Alexanders unbeirrbare Stimme durch das Störgeräusch der Nazi vernommen: «Hier ist England. Hier ist England. Hier ist England. Sie hören die Nachrichten...»

... Mit Wilhelm Viola im Hydepark. Wir hören einen Neger, der die Finger beider Hände in einer Munitionsfabrik verloren hat. Er gestikuliert mit den Stummeln. Er hetzt und braucht dabei erstaunliche Ausdrücke. Er spricht von den «stinking Americans» und nennt England eine «prostitute». Sein Haß entfaltet sich über einer denkbar wohlgesitteten Zuhörerschaft. Man freut sich freilich über einen wohlgezielten Zwischenruf, und der Neger benutzt diesen geschickt. Wie weit gehen die Hörer mit? Hier zeigen sie es kaum. Aber gleich daneben steht ein mütterliches Mädchen auf seinem Leiterchen und disputiert die tiefsten Geheimnisse der katholischen Dogmatik. Gottes Personsein wird besprochen, sein Verhältnis zur Welt und zu den Menschen; Natur und Gnade. Der Neger klagt die hiesige wunde Welt an, hier wird sie erklärt, die Wunden werden verklärt. Hat der Neger mehr Hörer, gehen sie bei der Theologin mehr mit. Ein Mann, Fünfziger, schwarzgekleidet, mit Melone, Regenschirm am Arm, stellt eine hochkomplizierte Frage, hebt nervös die gespreizten Finger einer wohlgepflegten Hand, müht sich: man lauscht, man anerkennt. Du so, ich so, ein anderer wieder anders. Hier hat, vor vielen Jahren, Bernard Shaw von seinem Kistchen aus die Menge mit seinem witzigen Geistfeuer unterhalten. Eine Volkshochschule der Toleranz, ein faszinierendes Gemisch von Volksbelustigung und tiefem Ernst. Hier kommen echte Fragen zum Austrag, man wünscht, man ermuntert den Advocatus diaboli, den mittelalterlichen Narrenweisen, den Doctor von der anderen Fakultät. Ein Exerzitium in der Duldung, der höflichen Hinnahme extrem verschiedener Meinungen. Ein Trost für alle, die fürchten, sie seien vielleicht allein abwegig. Eine Fundgrube von kräftigen Formeln zur Abreaktion gestauter Affekte, die nur schwer ins Wort finden, ein Feld der Katharrsis, eine kollektive Selbstbehandlung der Komplexe, angewandter Freud: Sag's, und es ist dir besser. Hier kannst du alles sagen, daß Gott tot ist oder daß Gott lebt oder daß du selber Gott bist. Du wirst sehen, daß deine Meinung nur eine Meinung ist. Warum hat nicht jede Stadt der Welt so einen Hydepark? Mag sein, daß sonst weitherum die Fairneß fehlt, auch die wunderlichsten Kinder der Welt anzuhören...

... da werden im Zoo gerade die Schimpansen gefüttert, ihrer vier sitzen sie um den Tisch und besorgen ihren Zvieri derart manierlichmenschlich, daß eine riesige Zuschauermenge jede ihrer Aktionen mit einer so gradgewachsenen Fröhlichkeit begleitet, wie ich sie selten erlebte. Zwar liegt Sir Stafford Cripps' nervöse, bleiche Rechnerhand

[3] Man bekommt es nicht genug zu hören, daß England eine Insel und die Engländer Insulaner sind. Ein solches Bewußtsein ist aber offenbar erst spät entstanden; daß sich heute die Labour-Party so insulär gebärdet, wie man es von ihr am allerwenigsten erwarten sollte, gehört zu den vielen Paradoxen dieser umstrittenen Regierung.

Fortsetzung Seite 56

JEZLER ECHT SILBER

Jezler Echt Silber wird seit 1822 hergestellt in der Silberwarenfabrik Jezler & Cie AG in Schaffhausen.
Es ist erhältlich nur in den guten Gold- und Silberwarengeschäften und trägt neben der Feingehaltszahl eine der beiden gesetzlichen Verantwortlichkeitsmarken (poinçons de maître) *oder* JEZLER

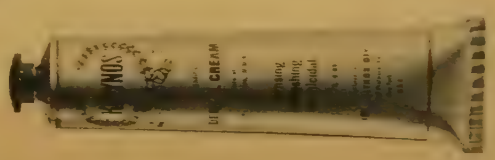
Die Frau die man begehrt

Sie mag gross sein, schlank und verträumt, oder klein, aktiv und energisch – ihre Kleidung kann einfach sein oder vom letzten Raffinement – sie habe den zart weiblichen oder den sportlichen Typ – begehrenswert können Frauen jeder Art sein – arme und reiche. Ein Punkt aber ist für alle entscheidend – es ist der Mund! Oder haben sie je eine begehrenswerte Frau mit unschönen Zähnen gesehen? Nein, gepflegte Zähne sind das Erste, wenn man schön sein will. Mit Kolynos pflegt sie, wer nicht nur strahlend weisse, sondern makellose, perlenschimmernde Zähne und einen duftig frischen Mund haben will!

Kolynos-Zahnpasta – weltberühmt, weichschäumend, herrlich erfrischend – von ungewöhnlich reinigender Kraft gesättigt mit wertvollen ätherischen Ölen, die den ganzen Mund anregen. Fr. 1.65

Kolynos-Anticaries – eine wissenschaftliche Entdeckung – ein hochwirksamer Schutz gegen das Zerstörungswerk der Mundbakterien. Fr. 1.90. Beides zusammen: das Beste, was man für seine Zähne tun kann!

Kolynos



Doetsch, Grether & Cie. A.G., Basel Whitehall Pharmacal Co., New York

Der Jaguar Mark V ist ein vollständig neuer Wagen; zeitlos, individuell, von unvergleichlicher Schönheit.

Kein anderes Automobil dieser Klasse hat auf dem Weltmarkte solch gute Aufnahme gefunden wie der neue Jaguar Mark V. - Die geniale Konstruktion des Chassis, die neuzeitliche Federung und Lenkung, der kraftvolle OHV-Motor (6 Zyl.) geben diesem Fahrzeug überdurchschnittliche Fahreigenschaften. Zudem ist der Jaguar heute sehr preiswert.

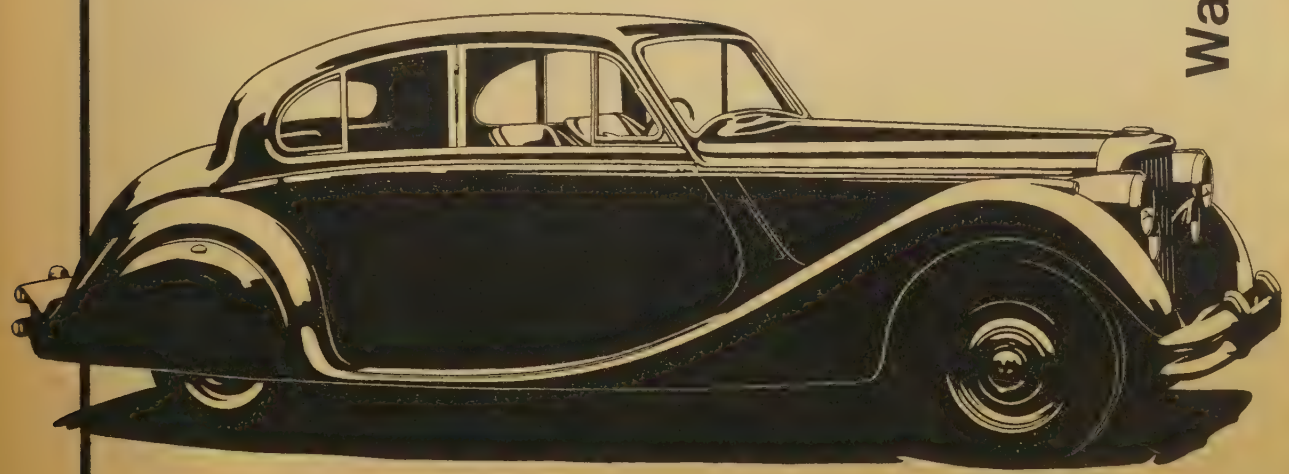
Das Jaguar-Programm 1950 umfasst die $2^1/_2$ und $3^1/_2$ Liter Limousine Mark V; das $2^1/_2$ und $3^1/_2$ Liter Cabriolet Mark V, das auch mit halboffenem Verdeck (Pariser-Coupé) gefahren werden kann und den Jaguar „XK 120" Sport mit dem epochemachenden Weltrekord-Hochleistungsmotor.

$2^1/_2$ l 6 Zyl. Limousine	Fr. 16 800.- u. W.
$3^1/_2$ l 6 Zyl. Limousine	Fr. 17 800.- u. W.
$2^1/_2$ l 6 Zyl. Cabriolet	Fr. 17 900.- u. W.
$3^1/_2$ l 6 Zyl. Cabriolet	Fr. 18 900.- u. W.
$3^1/_2$ l 6 Zyl. ‚XK 120' Sport	Fr. 18 900.- u. W.

Ausstellung, Prospekte u. Vorführung durch:

JAGUAR

Der Wagen von Rasse und Klasse



EMIL FREY ZÜRICH

Werdmühlestrasse 11 Telephon (051) 23 47 77
Flurstrasse 44 Telephon (051) 52 44 66

Vertreter in: Basel, Bern, Chur, Wädenswil, Luzern, Weinfelden und Winterthur.

EFZ

Der sportlich jugendliche Charme...

ist es, der heute die Menschen bezaubert. Dieser besondere Reiz geht von den neuen Frisuren aus, die unsagbar anziehend wirken. Schwarzkopf, das unerreicht gute – und auf der ganzen Welt bewährte – Haarpflegeprinzip, macht Ihr Haar gerade so, wie es für die neuen «Supercharme»-Frisuren sein muß: duftig-luftig elastisch und glanzvoll-verführerisch!

SCHWARZKOPF

Für trockenes, hartes Haar das wundersame Schwarzkopf-Oelshampoo mit Apfelblüten Fr. –.75

Für normales oder fettes Haar das einzigartige Crèmeshampoo Lanador ab Fr. 1.20

Für gesundes Normalhaar, blond oder dunkel, das klassische Schwarzkopf-Shampoo, Beutel Fr. –.50 Flüssig ab Fr. 2.–

Fragen Sie Ihren Coiffeur nach den ausgezeichneten Schwarzkopf- Kur- und Spezialbehandlungen.

Doetsch, Grether & Cie. AG., Basel

HERMES

HERMES

Ein Paillard-Erzeugnis

Ohne «Krampf» und Hetze zur Zeit fertig sein! Um diesen Wunsch zu verwirklichen, braucht es neben rationellem Denken und Handeln überlegene Hilfsmittel, die reibungsloses und ökonomisches Arbeiten gewährleisten.

Wer zu schreiben hat, sollte sich der Schweizer Schreibmaschine Hermes bedienen: der angenehme Anschlag, die einfache Handhabung aller Vorrichtungen und ein präziser, spielend leicht funktionierender Mechanismus erlauben fließendes Schreiben ohne Ermüdung. Mit der Hermes sind jene idealen Bedingungen geschaffen, die zeitsparende Arbeit — und zwar ohne «Krampf» und Hetze — gestatten!

Fünf verschiedene Hermes-Modelle ab Fr. 225.— bis Fr. 1220.— Verlangen Sie Prospekte oder eine Vorführung!

HERMAG

Hermes-Schreibmaschinen AG.

Generalvertretung für die deutsche Schweiz
Zürich, Bahnhofqual 7, Telephon 25 66 98

Fortsetzung von Seite 50: Sprung nach England

auf ihnen allen, die ärmlichen Kinderwägelchen sind voll von Milch- und Teeflaschen, eingepackten Eßwaren, die deutlich zeigen, daß sich die Familienkarawane keinen Tee im Zoorestaurant leisten wird, alles ist hier ärmlich gekleidet, auf den Gesichtern liegt Armut und das Verhärmte schwerer Jahre — aber die Fröhlichkeit klingt ganz und gar unschuldig. Diese Leute tragen die Lasten der Zeit, aber nicht ihre Schuld…

… In Madame Tussaud's Wachsfigurenkabinett geht «man» nicht. Ich war ausführlich dort und stellte später fest, daß die «mans» alle auch schon dort waren. Zunächst die Zerrspiegel, die uns bald in dicke Zwerge verwandeln oder uns die Stirne ausziehen wie dem Gott Fukurokuru. Der ganze Bekanntenkreis von David Copperfield hatte sich eingefunden, selbst der vornehme Steerforth. Eine Einfache vom Lande warf einen Penny ein und sah mit weiten Pupillen auf dem Friedhof den Geisterspuk losgehen. Drunten aber erst ist es wirklich fürchterlich. Wenigstens hat Madame alles getan, um die Grenzen des Erlaubten festzustellen. Da sind die berühmten Giftmischer und Mörder, die illustren Verbrecher, die ihre Zeit in Atem hielten. Die meisten sehen aber so honett aus, daß sie eher Mitleid erregen. Hitler und Goebbels sind große, fast nette Puppenbubi, und der Beschauer muß das Gruseln für sie schon gelernt haben und mitbringen. Es gibt kaum einen, der es nicht mitbringt. In den oberen Stockwerken läßt sich die ganze Weltgeschichte repetieren, man kann Chaucer, Luther, Tito, Eden und Harry Truman ins Glasauge gucken. Wie gut, daß es einen Unterschied zwischen Wachs und Fleisch gibt, trotzdem er mir schließlich in diesem vertrackten Sammelsurium zu verschwimmen begann. Denn ich erschrak doch leise, als mich eine dicke Russin ansprach. «You know, what I most like?» Ich konnte es ihr leider nicht sagen. Da führte sie mich zu einem Kabinett neben der königlichen Familie, in dem groß, schön, aber allein Mrs. Simpson stand. Dies war es also. Aber, so fragte ich sie ebenso flüsternd zurück, wo ist er denn, der Herr Duke of Windsor? «He? He is in repair.» Was die nicht alles wußte…

… Westminster Abbey ist die Nekropole aller Großen der englischen Geschichte, ein Heiligtum der Verehrung für das ganze Volk. Ein «stranger» darf sich den Vermerk erlauben, daß die Toten dort nachgerade einen Kampf ums Dasein ausfechten müssen, so viele Berühmtheiten drängen einander. Zwei nehmen an ihm nicht teil: Shakespeare und Shelley. Es ist nicht leicht, sich zurechtzufinden, ich rette mich zu den «Meinen», zu Isaac Newton, Charles Darwin, dem großen Herschel — da trippeln purpurgekleidete Knaben mit weißen Kragen zum Mittelschiff, gefolgt von Erwachsenen im nämlichen Ornat. Newton und Darwin in der Herzkirche ihres Volkes — das ist die große, kommende, tröstliche Verheißung. Entschiedenes «Nein» allen, die das Lumen naturale schwächen wollen, welche in der Selbstentfaltung des erkennenden Geistes Sünde und Irrtum sehen. Die Zukunft des Christentums wird sich allein in der letzten Versöhnung mit dem Geiste der Wissenschaft sichern können. Jetzt füllt sich der Dom mit einem süßen Gesang, rein und frei, ein Sang, dem Newton gelauscht haben mag und Herschel, ein Sang jenseits aller Angst, allen zänkischen Streites, eine wundersame Tröstung…

… «Wo ist der Archaeopteryx?» ist die erste Frage im Naturhistorischen Museum. Glücklicherweise war er nicht da, das heißt nicht ausgestellt. Er sei in Arbeit, aber natürlich könne ich ihn sehen. Es ist das berühmte «missing link» zwischen Reptil und Vogel. Drunten in den Kellern darf ich ihn sogar in Händen halten. Ob ich etwas vom Berliner Exemplar wisse? Leider nicht. Gut, daß es Gelehrte gibt, denen dies von Berlin zu wissen wichtiger ist, als der Wahnlärm sonst. Sie schließen Kisten und Kasten auf, weil ich bat, einige «Trilobíts of Devonshaire» ansehen zu dürfen. Erst verstanden sie's nicht, bis wir herausbrachten, daß die Tiere «Trailobaits of Devonshire» hießen — ist das eine nuancenreiche Sprache! Aber die Trilobiten, die sie haben, sind so schön erhalten, daß ein Helveter neidisch werden könnte…

… Britisches Museum? Es bleibt nur ein Verweis auf den rheinfahrenden Freund möglich. Was für Schätze! Es ist kleiner als der Louvre, will mir scheinen und erinnere mich bei diesem mageren Einfall gleich an die Bauernfrau, die vor dem Jüngsten Gericht von Rubens sagte, er müsse dazu sicher eine hohe Leiter benötigt haben. Aber wie läßt sich denn der Sturm der Jahrtausende auf das arme Okzipitalhirn beschreiben? Beim Stein von Rosette mache ich erschöpft halt, freue mich, daß ich ganz offenbar das Museum von hinten nach vorn durchwandert habe, ein Grund mehr, es dereinst einmal «richtig» anzuschauen …

… über die Westminsterbrücke schlendere ich zum schon so heimisch gewordenen Big Ben, es dunkelt ein, eben schlägt mütterlich, würdig die Stunde, als wär' der Turm in einem gemütlichen Raume und säßen wir am Kaminfeuer. Oben ist ein Licht, das besagt, die Parlamentarier tagen noch im Unterhaus, beim Eingang stauen sich die Menschen, ich stelle mich hinzu, jetzt geht eine Bewegung durch die Wartenden und gerade noch sehe auch ich den Premier-

Man wird
Ihr Haar bewundern
— noch heute Abend —
nach einem
Lustre-Creme Shampoo…

Kein anderes Shampoo vereinigt diese magische Schaumkraft mit der wohltuenden Wirkung des reinen Lanolins — zum Gewinn wirklich schöner Haare.

Lustre-Creme, eine geschützte Verbindung besonders schaumkräftiger Bestandteile mit reinem Lanolin, schäumt in härtestem Wasser und hinterlässt Ihre Haare duftend rein, frei von Schuppen, schimmernd, geschmeidig und wundervoll zu frisieren!

Grosse Tube Fr. 2.25
Kleine Tube Fr. 1.25
(Wust inbegriffen)

Bekannte Friseure verwenden Lustre-Creme und empfehlen sie für alle Arten von Frisuren und Dauerwellen. In der Schönheitspflege erfahrene Frauen haben sie zu Amerikas bevorzugtem Creme-Shampoo gemacht. Versuchen Sie Lustre-Creme! Man wird — wie Sie selbst — von ihrer Wirkung entzückt sein!

Colgate-Palmolive A.G., Talstr. 15, Zürich

MERCEDES-BENZ

Typ 170 S

Ein Gefühl von Stolz und Freude erfüllt jeden, der zum erstenmal am Steuer dieses Wagens sitzt. Im vornehmen Stil seiner äußeren Gestaltung, im erlesenen Geschmack seiner Ausstattung, in der vollendeten Harmonie von Leistung und Fahreigenschaften hat Mercedes-Benz mit dem Zweisitzer-A-Cabriolet wieder ein Meisterwerk der Automobilkunst geschaffen

ÄLTESTE AUTOMOBILFABRIK DER WELT

GENERALVERTRETUNG FÜR DIE SCHWEIZ:

MERCEDES-BENZ AUTOMOBIL AG.

ZÜRICH	BASEL	BERN	GENF
Badenerstr. 119	Nauenstr. 3	Dammweg 5	13, rue des Eaux-vives

OFFIZIELLE VERTRETER:

Aigle/Vaud	F. Lanz, Garage, route Ollon
Biel	Hans Besch, Central-Garage, Murtenstr. 14
Davos/Graubünden	Gebr. Grüger, Central- u. Parsenn-Garage
La Chaux-de-Fonds	Paul Ruckstuhl, Garage, rue L. Robert 21a,
Lausanne	Garage de la Gare S. A., place de la Gare
Lugano	N. Descagni-Ferrari, Garage, via Cantonale
Luzern	Garage Ottiger AG., Haldenstr. 14
Neuchâtel	E. Bauder, Automobiles, Clos Brochet 1
Olten	Frey & von Felbert, Ring-Garage
Schaffhausen	Fritz Hübscher, Rhein-Garage
Solothurn-West	Ernst Schnetz, Central-Garage
St. Gallen	Gartenhof-Garage Giacomo Mantovani & Co., Gartenstr. 3
Thun	W. de Berti, Garage, Kasernenstr. 3
Wettingen-Baden	F. Knibiehler, Garage Langenstein
Winterthur	Hugo Erb jun., Zürcherstr. 62

ROM
FLORENZ
VENEDIG

Namen, welche die ganze Welt kennt . . .
Kunst- und geschichtsreiche Städte,
die jeder besuchen möchte oder
träumt, wiederzusehen . . .

Hotels und Pensionen sämtlicher Kategorien
zu mäßigen Preisen
Schnelle Verbindungen in Italien und mit dem Ausland

ENIT

Auskünfte:
ENIT - Ente Nazionale Industrie Turistiche, ROMA, Via Marghera 2
Italienischer Staatsverband für den Reiseverkehr, Bahnhofstraße 80
(Italienische Handelskammer), ZÜRICH

Italien

minister Clement Attlee langsam im Auto in den Hof fahren. Der Bobby leuchtet über sein ganzes Gesicht. Einem Zweifler sagt er: «It *was* our Primeminister!» Weiter vorn stauen sich seit Tagen die Hoffenden, daß sie zu den Sitzungen zugelassen werden. Es sind gerade die Tage, da Winston Churchill mit grimmigem Humor die alte Wendung braucht: «I spy strangers!» Ich wandere durch den St. James Park. Da ist der große Frieden der Bäume …

Auf, nach Stratford on Avon! Es ist eine Flucht, ein Losreißen von London nach genau zwei Tagen! Wir sahen noch den gloomy Tower of London unter einem richtigen Towermond, sahen St. Paul's Cathedral, fuhren spät durch das furchtbare Narbengebiet der Stadt — badly blitzed — sagen die Freunde, aber so konnte es nicht weitergehen! Zur «Erholung» von den vielen Eindrücken fuhr ich zum Geburtsstädtchen William Shakespeares. Ein strahlender Sommertag, Lokalbähnchen, nach kurzen Stunden kommt Stratford. Es ist nun ganz und gar commercialized, wie die Amerikaner sagen, alle Hotels sind überfüllt, trotzdem scheinen auf den Straßen keine Ausländer zu wandeln. Ich stell' mich in den Besucherstrom und lass' mich durch das berühmte Geburtshaus treiben, berühr' die Balken, die auch Shakespeare berührte, und ließ wirken, was sich so gab, ohne viel zu fragen und zu forschen, saß im sommerblühenden Gärtchen, pilgerte zum großen Theater hinunter, wo der «Julius Caesar» auf dem Programm stand, stellte mich dort in die Schlange der Billetthoffenden (bestes Guckfenster in die englische Mentalität) und ging mit ihnen allen wieder weg, da keiner eins bekam! Alles war schon ausverkauft. Queueing — das scheint in England ein Urvergnügen zu sein, man sagt, ein Einzelner stelle sich stets schon in Schlange auf. Bei der Auflösung — kein Murren, kein Laut des Enttäuschtseins, nichts, einfach ruhiges, freundliches Weggehen. Beim Eingang zur Bühne drängten sich Kinder, der Gang war voll römischer Bärte und Togen; ich fragte ein braunzopfiges Mädchen mit braunklaren Augen, offenem, trauendem Blick, zwölfjährig vielleicht, ob es auch schon ein Stück gesehen habe. Es ziert sich freundlich, lächelt mich an, bejaht dann und sagt — A Midsummer-Night's Dream! Wie das hier klingt! Miete mir für einen Heypenny einen Liegestuhl am Avon, Schwäne, Kinder, Regatten, Frieden, Freundlichkeit, ein Abend des Glücks. Der Gartenwärter kommt ins Plaudern, Stalin, Korea, jetzt bohrt er seinen Finger in mein Knie und sagt, ob ich wisse, was die Menschheit brauche, um in Ordnung zu kommen? Nicht so genau, meinte ich. In zwei Worten sei es zu sagen. — ? ? ?— «Good feelings!» Good feelings, fürwahr, wie sich das anhört, hier, am Avon! Wie viele konnte doch Nietzsche bezaubern mit seiner raffinierten Verführung zum Genuß des Bösen. Aber fällt das nicht alles ab vor Macbeth, vor der Blendung Glosters, vor Richard dem Dritten? Und es fehlt die unverkrampfte Gegenseite. Daß Shakespeare im Abend seines Lebens den «Tempest» schrieb, welches Geschenk!

Ein Andenkenladen ist noch offen, ich sah im Fenster eine riesige Seychellennuß, es war kein Verkäufer da. Ich drang bis zur Küche vor, da saß der Inhaber Unwirrsch, Ururenkel von Sir Falstaf, was ich wolle? Die Nuß? Seit Jahren frage niemand nach der Nuß. Da fing er an, ein farbiges Garn zu spinnen. Er schenke sie mir für zehn Schillinge. Das Haus von Shakespeares Frau? «Are you sure he was married?» Der Abend ist warm, nun steigt der Vollmond aus den feinen Nebeln über dem Avon…

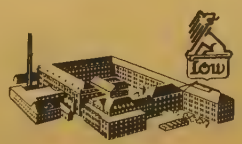
Schmetterlingssammler verraten es einander, da, genau da oder dort und dort fliegen sie, die Feuerfalter oder die Apollos, und geht man hin, richtig, da fliegen sie denn auch. Ich wachte zeitig in meiner Dachkammer auf, das erste, was ich von der Treppe herauf hörte: «It's a lovely morning, isn't it?» Auf der Straße: «It's a wonderful morning, isn't it?». Der Briefträger: «It's a nice morning, isn't it?». Und so weiter. Ein überaus häufiger Falter. Wer nicht englisch kann, braucht ja sonst nur mit einer Pfeife in geschlossenen Zähnen zu brummen, murren und knurren, so wird man ihn für einen Tudor halten. Als ich aber ins Haus des John Harvard trat, begrüßte ich den Führer mit einem hellen: «It's a beautiful morning, isn't it?» Eine Sesamwirkung! Er breitete mir alle wohlgeordneten Schätze seines Wissens aus, in keinem Hause Englands habe ich so viel gelernt wie dort. Nicht nur, daß der Begründer der ältesten Universität in den USA, John Harvard, schon mit einunddreißig Jahren starb, er wußte die britische Geschichte und ihre Ausstrahlungen nach Nordamerika so lebendig darzustellen, daß wir beide ganz ins Feuer gerieten. Nur meine persönliche Zeit hatte weder Rang noch Größe, und so pilgerte ich zum Grabe des sweet swan of Avon mit der berühmten Inschrift, die es für immer verhindern wird, daß man ihn je nach Westminster Abbey überführt:

Good frend for Iesus' sake forbeare,	Guter Freund, um Jesu willen, laß davon ab,
To digg the dust enclosed heare:	Nach Staub zu wühlen in diesem Grab.
Bleste be ye man yt spares thes stones,	Gesegnet sei, wer hier ehrend steht
And curst be he yt moves my bones.	Und verflucht, wer meine Knochen bewegt.

(Shakespeare möge mir die Uebersetzung verzeihen)

Nach Oxford. Der Mann im Eingangsschalter zum weitläufigen Christ Church College ist jung, hat veilchenblaue Augen, bleiches Gesicht, Pfeife, eine Melone auf dem Kopf und liest einen Agathe-Christie-Kriminalroman. In der Halle mit den berühmten Gemälden (darunter das Altersbild John Lockes)

Der gute und darum preiswerte Schuh

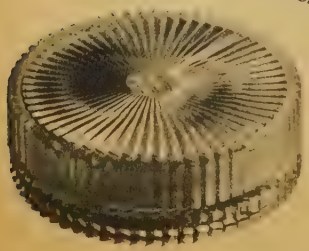
LÖW-PROTHOS  OBERAACH THG.

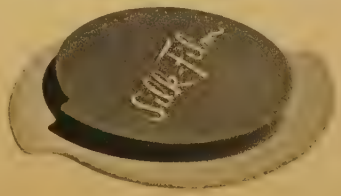
Baden Bruggerstrasse 12	Basel Gerbergasse/Falknerstr. 12	Bern Neuengasse 28	Genève 1, Place du Lac	Lausanne 29, Rue du Bourg	Luzern Weggisgasse 28	Olten Kirchgasse 3
St. Gallen Neugasse 5	Thun Bälliz 32	Weinfelden Lindenof/Marktplatz	Zürich Central, Limmatquai 112	Zürich Linthescherg./Usteristr.	Zürich z. Thalhof, Pelikanplatz 15	

Achtung - etwas ganz Besonderes.

Wieder ist es Helena Rubinstein, die einen neuen Weg fand, um Ihnen zu einem noch verführerischeren, noch feineren Teint zu verhelfen. Es ist außergewöhnlich, was Helena Rubinstein hier entdeckte, und auch der Gewinn an Schönheit ist erstaunlich, den sie IHNEN damit bringt.
SILK-FILM-FOUNDATION - echte Seide ist zu einem weichen, unendlich zarten, schmiegsamen Fond-de-Teint geworden, der sich mit Ihrer Haut viel inniger verbindet. Begeisternd! Ganz besonders für trockene Haut!
SILK-SCREEN-POWDER - aus echter Seide entwickelt, macht Ihren Teint unfaßbar zart und blühend. Silk-Screen-Powder haftet außergewöhnlich gut. Hübsche, neue Packung!

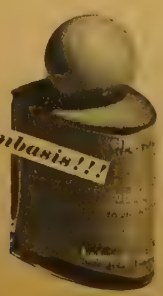
Helena Rubinstein schickt





völlig neuartige Produkte

auf Seidenbasis!!!



SILK-TONE - Fond-de-Teint in flüssiger Form für seidig-weiche Schönheit. Aus reichen, edeln Ölen und echter Seide. - Fabelhaft!
Salons und Depots an allen größeren Orten. Salon principal, Marktgasse 6, Basel.

Helena Rubinstein

kennt Ihre Haut besser . . .

geriet ich in einer Ecke mit einem Maler ins Gespräch. Er trug den Adelstitel, seine humorigen Sätze waren lauter Kostbarkeiten, er erklärte die Siedelung des Geistes, spürte meine Eile und entließ mich dann mit dem prächtigen Spruch: „And now, go to the past!" Wunderliches Wandern durch das ferienverlassene Labyrinth der Kollegien. Dann und wann ein Zögling, der seiner Mutter Oxford zeigt. Bei der Bodleian Library ein Raum mit der Aufschrift: *Schola Naturalis Philosophiae*. Leider gerade im Umbau. In der weltberühmten Bibliothek durfte ich die Ausgabe des Johannes Scotus Erigena vom Jahre 1681 ansehen. In Oxford gedruckt? fragte ich die Bibliothekarin. „Just around the corner", sagte sie und zeigte auf das Sheldonian-Theater. Wie hier das Vergangene lebt! Schließlich frage ich zwei ärmlich gekleidete, sozial undefinierbare Jungmänner nach dem Wege zum Bahnhof. Sie entschuldigen sich, sie seien auch «strangers» hier. Was? Ja, sie kämen von Wales. Oh, da müsse es schön sein. Das sei es auch, ich solle doch einmal hinkommen. (Wo soll ich nur *diese* beiden hintun? Arbeiter? Bauernsöhne?) Gerne, Wales sei ja ein Land der Dichter. Und ob. Nun frage ich doch, was sie hier in Oxford täten. Sie besuchten einen Kurs über keltische Dichtung. — !!! — Ob sie John the Scot kennen? Gewiß, sie hätten auch Bergson gelesen, ob ich nicht mit ihnen käme zu einem Glas Bier? Was für ein Narr ich war, auf den Zug zu eilen...

In London angekommen, finden die Freunde, es sei jetzt Zeit, daß ich etwas von England sehe. Alter Wunsch: Stonehenge. Und schon fahren wir los, sind unversehens in Eton in der Grafschaft Buckingham, und da wimmelt es denn auch von den schwarzgekleideten Knaben mit den weißen Kragen, Knaben, die Mühe haben, ohne Muttern die Krawatte gut zu binden, und solche, die den heiklen Smoking vergeblich schwarz zu halten suchen. Die Blüte Englands in starken Traditionen, aber weltoffen — die Gelehrtenschule wurde 1440 gegründet! Und schon liegt das mächtige, graue Schloß Windsor vor uns — vorbei, herrliche Parklandschaften wechseln mit weiten Wäldern und gelben Feldern, the undulated country. Nicht weit von Salisbury, aber weit in der Ebene, liegt das geheimnisvolle uralte Stonehenge, ein mächtiger Steinkreis mit dreißig 4,1 Meter hohen Steinpfeilern, schweigende Steine, die ihr Rätsel nicht hergeben. Es muß sich um eine Stätte des Sonnen- und Totenkultes handeln, die Opferdeutung und die Druidenromantik sind von der Forschung heute zwar verlassen. Die Gelehrten nagen weiter an diesen Offenbarungen der Steinzeit, die sich so spröde erweisen wie die Idole der Osterinsel. Wir fahren weiter nach Westen, gelangen nach Wells und seiner mächtigen Kathedrale, besuchen in Glastonbury die Ruinen der ältesten klösterlichen Gründung Englands. Ganz unerwartet stehen wir dort vor dem Grabe König Arthurs. Da lockt es tiefer hinunter nach Cornwall, in König Markes Land, nach Tintagel am Westufer, wo die Ritter um die runde Tafel saßen, ins Legendenreich der keltischen Großen — long time ago. Aber schließlich müssen auch diese Träume Vernunft annehmen, und wir eilen wieder London zu.

Wer war Johannes Scotus Erigena? Die erstaunlichste Gestalt des neunten Jahrhunderts, sagt neuerdings wieder Bertrand Russell. Russells Witz, undeutsch bis ins Mark, ist oft sehr hilfreich. John the Scot Erigena, meint er, heiße der irische John von Irland, und er hat damit selbstverständlich durchaus recht, denn Scotus bezeichnete damals den Irländer. Er lebte von 800 bis 877, wenn diese Daten richtig raten, lehrte am Hofe Karls des Kahlen in Paris und wurde vielleicht in England von seinen Schülern ermordet. Sein Hauptwerk, «De divisione naturae», ist eine Gott-Natur-Lehre, in der alle wesentlichen Motive des Hegel-Schellingschen Denkens anklingen. Es ist so vergessen wie vergriffen, und das gehört zum Erstaunlichen dieses erstaunlichen Kopfes, daß er Jahrhunderte befruchtete und diese ihn weder erkannten noch erkennen wollten. Man braucht nicht «Dankesschulden» abzutragen, aber man sollte mit seinem denkerischen Stammbaum gerecht und sauber verfahren. Wie schlimm es aber hier bestellt ist, mag der Hinweis belegen, daß erst unsere Zeit zu einer wissenschaftlich unanfechtbaren Gesamtausgabe des größten mittelalterlichen Mystikers schreitet: Meister Eckhart. Es ist zu hoffen, daß Felix Meiner nach der Plotin- und Cusaner Ausgabe auch die Noacksche Edition von Johannes Scotus überholen läßt. Da meine Freunde wissen, wie sehr ich an dem wunderbaren Iren hänge, bringen sie mich zur greisen Dichterin Helen Wadell: ein sprühender Geist fröhlichsten Humors, heimisch bei Johannes von Salisbury, bei Peter Abaelard, dessen ergreifenden Lebensroman sie schrieb — und mich nennt sie a priori einen Glücklichen, weil mir die Spuren des großen Iren etwas bedeuten. Sie lebt derart geborgen in dem geistigen Dom des mittelalterlichen Denkens, so frei und unangefochten in ihrem Erleben dieser hohen Zeiten, daß ihre verwegenen Schilderungen der Bombardierungen auch ihres Hauses bei allem sich überstürzenden Humor nur das eine zeigten — solche Mächte können vielleicht den Leib töten, die Seele aber fechten sie nicht an.

Es ist Montag geworden. Eine Woche. Mary Buchanan bringt mich nach Canterbury. Wieder ein Kathedralenwunder. Eine Stadt, die um das Blut von Thomas Becket aufwuchs. Ich stehe an der Stelle des Mordes. Frage, wen ich kann, ob sie Conrad Ferdinand Meyers Roman kennen. Zuerst das unvermeid-

Generalvertretung für die Schweiz:

J. H. KELLER AG. ZÜRICH

Bahnhofstraße 1

Tel. 051 / 25 66 58

NUFFIELD PRODUCTS

WOLLE

SEIDE

SAMT

Unerhört reichhaltig
ist unsere Auswahl an Stoffen, unter
denen Sie sich die schönsten für Ihr neues
Kleid, den Herbst-Tailleur, den Mantel,
das Abendkleid auswählen
können.

Verlangen Sie
unsere Musterkollektionen,
die wir Ihnen sofort kostenlos
und unverbindlich
zustellen.

Seiden-Grieder

PARADEPLATZ - ZÜRICH - TEL. (051) 23 27 50

VOGUE- und JARDIN DES MODES-
Schnittmuster - bekannt als die besten -
treffen laufend neu bei uns ein.

liche: „How do you spell it?", dann verneinen sie. Ob sie solch ein Werk von einem Ausländer nicht interessieren würde? Im Gegenteil, aber es sei ihnen einfach nicht bekannt. Ich stehe vor dem Grabe des venerablen Erzbischofs William Temple. Er liegt im Hof der Kathedrale neben seiner Mutter. In seine Gifford Lectures: «Nature, Man and God» (1932/34) ist vom Besten der englischen, freiheitlichen Kultur eingedrungen. Der Abschied beginnt mir schwer zu werden. Ich habe noch den Wunsch, die letzte Nacht in einem typischen englischen Haus zu verbringen. Da und dort steht „Bed and Breakfast". Die Wahl fällt auf *das* typische Haus, und um das Typische ganz voll zu machen, heißt die Besitzerin Mrs. Smith. Wir sitzen unten im Frühstückraum, von dem aus die Türe in den ummauerten Garten führt, wie ihn die englischen Filme ja so ausführlich zeigen. Sie ist stolz auf die Tomaten, die so gut wachsen. Sie sagt: „It's a lovely day, isn't it." Sie hatte vier Söhne im Krieg, sie kamen alle wieder, sagt sie schlicht. Sie haßt die Deutschen nicht, sie haßt den Krieg. Aber wie sie dann doch vom Baedeckerblitz erzählt, wie sie alle da in diesem Raum an der Wand gelegen hätten, und das weiße, krachende Licht hereinstürzte, da saß sie unmerklich etwas aufrechter. Diese bescheidene, freundliche, einfache Frau. Ich erinnerte mich an Churchills Wort: „I see the spirit of an unconquerable people."

Nun fährt das Bähnchen nach Dover. Habe ich nicht eben angefangen, etwas von England zu spüren, von dieser wundervollen Insel? So viel Widerstreben, nach dem Kontinent zu fahren? Schwermut?

> What, in ill thoughts again? Men must endure
> Their going hence, even as their coming hither:
> Ripeness is all: come on.

Lebensnahe Seelenkunde

Im Heering-Verlag (Seebruck am Chiemsee 1949) legt Ludwig von Holzschuher eine «Praktische Psychologie» mit dem verheißungsvollen Untertitel «Die Primitivperson im Menschen» vor. Der Wälzer im Kochbuchformat enthält 764 Seiten Text, darunter ein Namensverzeichnis («Kopernikus, dt. Astronom, Entdecker der Kugelgestalt der Erde»!!) sowie ein grobschlächtiges psychologisches Wörterbuch.

Auch die Bilder befremden auf den ersten Anblick, so die Beispiele erotischen Reklamekitsches aus den USA; peinlich an die Nazizeit erinnert die offenbar schwer ausrottbare Deutschtümelei, bei Schopenhauer oder Kant hervorzuheben, daß es sich da um deutsche Autoren handelt; jedes Schulkind weiß, daß sie keine Indianer waren. Ein flüchtiger Stichprobenleser wird überdies ob der breiten Behandlung der nationalsozialistischen Probleme stutzig werden; aber dies Buch ist weder für den Schnellrezensenten noch für den Irrtümerbotaniker geschrieben. Wer dem Verfasser mit kritischer Besonnenheit zuhört, dort, wo seine Stärken, nicht wo seine Schwächen liegen, wird einen ganz hervorragenden Gewinn davontragen. Uns jedenfalls ist keine moderne Psychologie bekannt, die eine so intelligente Durchdringung moderner seelenkundlicher Erkenntnisse mit einer so eindeutigen Lebens- und Wirklichkeitsnähe verbindet und zudem in einem flüssigen, undogmatischen Stile abgefaßt ist. Das erklärt sich wesentlich daraus, daß der Verfasser zwanzig Jahre als Werbefachmann tätig war und sich in den Vereinigten Staaten selbst mit den dortigen Methoden auseinandersetzen konnte. Holzschuher drängte es jedoch, nun auch eine klare Theorie für seine Erfahrungen auszuarbeiten. Was er als solche vorlegt, ist hervorragend fruchtbar. Er baut auf die moderne Schichtenlehre auf, ohne sich dabei in akademische Subtilitäten zu verlieren, im Gegenteil, sein frisches Zupacken trägt nicht wenig zu deren Behebung bei. Auch Holzschuher geht von der bekannten anatomischen und funktionellen Zweiteilung des nervösen Zentralorganes in ein Alt- und ein Neuhirn aus und stellt dann seine Auffassung der bipolaren Struktur des Subjektes sehr deutlich dar. Das Selbst besitzt zwei Potentiale, zwei Pole: das Ichzentrum und das Primitivzentrum, dem die Ichperson und die Primitivperson entsprechen. Beide besitzen ihr eigenes Bewußtsein und ihre eigene unbewußte Seite. «Der Begriff Ichperson deckt sich weitgehend mit den Begriffen ‚personeller Oberbau', ‚Person-Schicht', ‚Neuhirn-Mensch', ‚Kortikalperson'. Entsprechend die Primitivperson mit der Tiefenperson, dem ‚Es', dem ‚Tier im Menschen', dem Stammhirn- oder Althirnwesen, das bei der hypnotischen Ausschaltung des rationalen Neuhirn-Ichs gleichsam in Reinkultur zutage tritt.» «Die Propaganda wendet sich an die Primitivperson im Menschen», «die Primitivperson wird von einer Werbung besonders beeindruckt», «beim Einkauf gibt meist die Primitivperson eines Menschen den Ausschlag» — solche Wendungen zeigen gewiß auch in der Kürze dieses Referates blitzartig die ungemeine Fruchtbarkeit des Holzschuherschen Ansatzes. Das althirnliche Urwesen in uns, die Primitivperson,

Aufstieg zum Piz Palü

Wo das Leben grosse Kraftanstrengungen fordert, bildet Banago nicht nur das währschafte Frühstücksgetränk, sondern auch die willkommene Zwischenmahlzeit. Herrliche Bananen, aromatischer Kakao, energiespendender Traubenzucker, lebenswichtige Kalk- und Phosphorsalze, Vitamine B_1 + D: Das ist Banago!

PW

Stark und froh durch BANAGO

regiert unser vernünftiges, vernünftelndes Neuhirn-Ich in einem von uns meist kaum durchschauten oder auch nur für denkbar gehaltenen Ausmaß. Mit Energie durchfährt nun Holzschuher am Leitfaden dieser These den seelischen Alltag und kommt dabei zu ebenso erfreulichen wie überraschenden Ergebnissen. Von hier aus ist ihm auch absolut zuzustimmen, wenn er das «Phänomen Hitler» ernst nimmt, tatsächlich kann man es gar nicht ernst genug nehmen. Seine Analysen werfen denn auch nichts weniger als die Frage einer möglichen Immunisierung unserer Tiefenperson gegen die furchtbaren Verführungen durch solche Rattenfänger aus Braunau und anderen Orten auf. Er analysiert Phänomene wie das Denunziantentum, die Massenaffekte, Greuelpropaganda, Klassenhaß, Opportunismus, Geltungssucht, auch etwa die Oxfordgruppenbewegung usf. Man wird ein solches Werk bei all seinen Mängeln nur mit einem tiefen Aufatmen begrüßen können, da hier aus dem verwirrenden akademischen Meinungsstreit eine gesunde Psychologie in die praktische Verfügbarkeit wächst, um darin eine noch gänzlich unabsehbare Bedeutung anzutreten. *WRC.*

Der Fluch des Advokaten

Ein Märchen von Herbert Frenzel

Es war einmal eine Dampfwalze, die hatte schon viele Jahre ihrer Herrschaft, der Stadtgemeinde von Schwargl, treu und ehrlich gedient. Sie war gewiß etwas langsam und schwerfällig; aber das gehörte denn wohl zu ihrem Beruf, und es muß ja in der Welt auch langsame und schwerfällige Gesellen geben, wo kämen wir sonst hin!

Als nun wieder einmal der Frühling ins Land zog und die garstigen Löcher in den Straßen schön ausgefüllt werden sollten, da fuhr auch die Dampfwalze wieder aus ihrem Schuppen hervor. Und wie sie durch die blanke Sonnenluft zu ihrem Arbeitsplatz auf die Landstraße vor die Stadt rollte, schickte sie von Zeit zu Zeit einen fröhlichen Pfiff zum blauen Himmel hinauf. Denn sie freute sich mächtig darauf, daß sie nun den ganzen Tag zwischen den blühenden Obstbäumen hin und her fahren durfte.

Da lagen auch schon große Schotterhaufen, welche sehnige Männer in die häßlichen Löcher schaufelten, die der Schnee und Winterregen ausgefressen hatten, und die Dampfwalze rollte breit und mit rechtem Genuß darüberhin, und hinter ihr wurde die Straße jedesmal um eine Idee glatter und ordentlicher. Als es Mittag wurde, zogen die Männer Brot und Wurst aus den Taschen ihrer Drillichjacken und gingen in einen Holzschuppen, den sie tags zuvor in einer Wiese aufgeschlagen hatten. Die Dampfwalze ließen sie am Straßenrand stehen. Denn wer würde wohl eine Dampfwalze stibitzen?

Indem sie so in der Sonne stand und rings die hohen blauen Berge und in der Ferne die Kirchtürme einer großen, schönen Stadt sah, wurde ihr's ganz wehmütig um ihre eiserne Brust, und ein wenig neidisch sah sie den schlanken Automobilen nach, die wie der Blitz an ihr vorbeijagten und sie keines Blickes würdigten: Ach, dachte sie, warum darf ich immer nur so auf und ab fahren, immer auf dem gleichen Fleck und nie einmal weiter in die schöne, freundliche Welt hinein!

Und eh' sie sich's versah, tat sie etwas, das sie sich in ihrem langen treuen Dienstleben noch nie erlaubt hatte: sie probierte vorsichtig, ob sie ihre großen Räder und Walzen nicht von allein bewegen könnte. Und siehe da, es ging ganz leicht! Und als sie erst einmal tüchtig in Bewegung war, dachte sie nicht mehr ans Umkehren. Sie hatte ja nie geahnt, daß sie so schnell fahren konnte.

Wie nun die Männer ihr Mittagsbrot verzehrt hatten und wieder aus dem Schuppen traten, staunten sie nicht wenig, daß ihre Dampfwalze verschwunden war: «Das ist doch», sagten sie und meinten nicht anders, als daß jemand gekommen war und sie zu einer anderen Baustelle gefahren hatte, ohne ihnen Bescheid zu sagen. So schickten sie zwei von ihnen in die Stadt hinein, die sollten den Bauinspektor fragen, was da geschehen sei.

Aber der Bauinspektor wußte von gar nichts und telephonierte gleich an den Herrn Baurat. Der war soeben weggegangen und niemand wußte, wohin. So wurde denn noch viel herumtelephoniert und bei allen Aemtern nachgefragt. Darüber verging der ganze Tag, und die Dampfwalze bekam einen tüchtigen Vorsprung. Schließlich meldete man die Sache der Polizei; aber der Kommissär lachte nur und meinte, wer wohl eine Dampfwalze mitnehmen möchte. So große Rucksäcke gäbe es doch gar nicht.

Aber nachdem drei Tage vergangen waren und noch keine Spur zu finden, setzten sich die Gendarmen auf ihre Fahrräder und begannen, alle Wege und Stege in der Umgebung abzusuchen. Es war da einer unter ihnen, der hieß Kunitz und war bekannt wegen seiner feinen Spürnase. Der sollte am weitesten fahren.

Kunitz tat das Rechte, indem er alle Bauern und Gastwirte an der Landstraße fragte, ob niemand eine Dampfwalze gesehen hätte. Und manche sagten jawohl, sie hätten eine vorbeifahren sehen, was denn damit los wäre? So kam Kunitz

Fiat 1400

Generalvertretung für die Schweiz

SACAF, ROUTE DE LYON 108, GENF

Vertreter und Untervertreter in allen Städten
und größeren Ortschaften

Heiss:
Zehn Stunden ohne Strom, Gas oder Feuer

Kalt:
Zwei Tage ohne Eis

Eine herrliche Hilfe, wo man unregelmässig isst, früh aufsteht, Besuch erwartet, Kaffee gerne heiss trinkt, bei Krankheit

Fabrikant:
Standardwerke AG.
Dietikon-Zch.

Verkauf in allen Haushaltgeschäften

MANESSE BIBLIOTHEK DER WELTLITERATUR

Neuerscheinungen

MACHADO DE ASSIS

Roman
Aus dem Portugiesischen
übertragen und herausgegeben
von Wolfgang Kayser
445 Seiten
Ganzleinen Fr. 8.80

Die nachträglichen Memoiren des Bras Cubas

Der Roman des Brasilianers Machado de Assis (1839-1908), der hier erstmals in deutscher Sprache vorliegt, bedeutet eine wahre Entdeckung. Eine hohe Kunst des Sagens und Verschweigens paart sich mit einer erzählerischen Spannkraft, die auf keiner Seite dieses eigenartigen Buches nachläßt.

ALEKSIS KIVI

Roman
Aus dem Finnischen
übersetzt von Edzard Schaper
Nachwort von
V. A. Koskenniemi
520 Seiten
Ganzleinen Fr. 9.90

Die sieben Brüder

Das Hauptwerk von Finnlands bedeutendstem Dichter, Aleksis Kivi (1834-1872), ein Epos von geradezu homerischer Kraft und Urwüchsigkeit, in einer hervorragenden Neuübertragung dargeboten.

MANESSE VERLAG CONZETT & HUBER, ZÜRICH

G. LABITZKE ERBEN

Labitzke Farben

LACKE DRUCKFARBEN

ZÜRICH
ALTSTETTEN

immer weiter und weiter, und schließlich kam er an eine Stelle, wo ein großer Schlagbaum die Straße versperrte und ein hoher Mast stand, an dem eine bunte Fahne wehte. Dort sah er schon von weitem viele Leute aufgeregt umherlaufen. Es waren das die Zöllner und Grenzsoldaten. Und mitten unter ihnen stand ein großes schwarzes Ding, das war... na ja, ihr habt es schon erraten: «Hei!» rief Kunitz in seinem Innern, «da ist sie ja...» und radelte aus Leibeskräften auf die Gruppe zu: «Halt!» rief er schon von weitem, «laßt sie nicht passieren, die gehört nach Schwargl!»

Ein Vorgesetzter trat auf ihn zu und sagte mit gerunzelter Stirn: «Sie hat weder Papiere noch einen Chauffeur und wollte einfach hier durch. Es ist der erste Fall dieser Art, und wir haben schon nach Wienfurt an die Grenzoberdirektion gedrahtet!»

«Das ist nicht mehr nötig», entgegnete Kunitz, «denn ich nehme sie gleich wieder mit nach Hause.»

Darauf schwang sich Kunitz behend auf den Rücken der Dampfwalze und ließ sich auch sein Fahrrad nachreichen, das er quer auf die Plattform stellte. Dann zog er an einem Hebel, und sogleich rollte die Dampfwalze gehorsam den Weg zurück, den sie gekommen war.

Aber nun wurde es Abend und immer dunkler, und die Dampfwalze hatte ja doch kein Licht. Dazu begann es zu regnen, und ein Gewitter zog auf mit lautem Donner und Blitzen. Der junge Gendarm verlor bald ganz die Richtung und wußte nicht mehr, ob er noch auf der Straße fuhr oder über Feld und Wiesen, denn das ist ja bei einer Dampfwalze schwer zu merken.

Plötzlich zuckte wieder ein greller Blitz über den ganzen Himmel, und in diesem Augenblick sah Kunitz, daß er gerade auf eine schmale Holzbrücke zurollte, die über einen schäumenden Fluß führte. Er versuchte anzuhalten, aber es gelang ihm nicht. Er war eben doch zu wenig mit dem Mechanismus vertraut. Schon wollte er abspringen, als er an sein Fahrrad dachte, das er doch auch gerne retten wollte, um damit heimzufahren. Aber da war es für beide schon zu spät. Die Dampfwalze hatte die Brücke erreicht, und sie war noch nicht halb darauf, als diese mit lautem Krachen zusammenbrach.

«Hilfe!» schrie Kunitz und versuchte, sich am Steuerrad festzuhalten. Aber er griff plötzlich ins Leere und fiel...

Doch er fiel zum Glück nicht tief. Ein neuer Donnerschlag brachte ihn schnell wieder zur Besinnung. Er stand nur bis zu den Knien im Wasser, sonst war ihm nichts geschehn...

Aber da fuhr er erschrocken zusammen, denn er hörte neben sich auf einmal eine zarte Stimme, die rief: «Kunitz, mein Retter und Befreier, bist du bei mir?»

«Wer... wer bist du?» stammelte Kunitz, dann faßte er sich und fragte, so amtlich er konnte: «Was machen Sie hier?»

«So bin ich endlich erlöst!» klang es da frohlockend aus dem Dunkel. «Volle zwanzig Jahre war ich in den Leib dieses schwarzen, rußigen Ungeheuers gebannt und hatte in der Zeit schon ganz vergessen, wer ich früher war... aber nun erinnere ich mich wieder an ihn, den bösen, hinkenden Advokaten, der beständig hinter mir her war, und an den schauerlichen Augenblick, wo er mich fluchend in eine Dampfwalze verwandelte, als ich seine Werbung zurückwies. Wer weiß, ob er noch lebt und wenn, so mußt du ihn bestrafen... Dr. Kyrbiß war sein Name!»

In diesem Augenblick flammte ein bläulicher Blitz auf, und da sah Kunitz an der Stelle, wo die Brücke herabgebrochen war, ein schönes schlankes Mädchen stehn, das die Arme lächelnd nach ihm ausstreckte.

«Aber», fragte Kunitz, dessen Herz mächtig zu klopfen begann, «wie war es möglich, daß gerade ich dich erretten konnte?»

«Du hast die Bedingung erfüllt», kam ihre Stimme zurück, «denn so lautete der Fluch des Advokaten: Nur der könnte mein Retter sein, der mich in einer Gewitternacht in einen Fluß stürzen würde...»

Der junge Mann glaubte zu träumen und watete unsicher zu der Stelle hin, wo ihm der Blitz das Mädchen gezeigt hatte. Und wirklich, wer beschreibt sein Entzücken, als ihm dort ein schlanker, weicher Leib in die Arme glitt und eine Stimme zärtlich in sein Ohr flüsterte: «Nun nimm mich mit, Liebster, und schütze mich für immer vor jenem bösen Mann!»

Und so kam es, daß der junge Wachtmeister Kunitz, der ausgezogen war, um eine Dampfwalze zu suchen, am nächsten Morgen mit einem wunderschönen Mädchen nach Schwargl zurückkehrte, das vor ihm auf dem Fahrrad saß und das er fest zwischen seinen Armen hielt. Denn das Fahrrad war bei der Verwandlung vollständig heil geblieben.

Bald darauf feierten die jungen Leute frohe Hochzeit und lebten glücklich und zufrieden bis in ihr hohes Alter. Der böse Rechtsanwalt war inzwischen schon gestorben, und das war sein Glück, denn sonst hätte ihn Kunitz bestimmt tüchtig beim Kragen genommen.

Die Dampfwalze hingegen blieb für alle Zeiten verschwunden.

Aarau, Arbon, Basel, Baden, Chur, Frauenfeld, St. Gallen, Glarus, Herisau, Lenzburg, Luzern, Olten, Rapperswil, Romanshorn, Rorschach, Schaffhausen, Wil St. G., Winterthur, Wohlen, Zug, Zürich.
Depots Schild AG. in Biel, Delsberg, Interlaken, Thun.

Dein Haar ist voll Sand

Von Alfred Eidenbenz

Von da aus, wo er stand, mußten es viele Meter hinunter sein; man täuscht sich leicht, weil das Wasser so klar ist. Der Grund schimmert deutlich durch wie ein Fußboden aus kühlem Stein, hellgrün, und dunkelgrün da wo die Schatten über die Felsen herabfallen. Ah wie die Sonne einen durchdrang! Heiß war das Geländer der Brücke, aber von einer guten Wärme im Stein; der hatte schon seit vielen hundert Jahren als Geländer gedient.

Die Brücke war stark aufgebogen über dem still aber rasch ziehenden Fluß. So hatten die Römer gebaut; sie hatten auch die Reben und die Rosen hergebracht.

Er schloß die Augen für einen Augenblick und ließ das goldne Licht über sich hereinfallen.

Jetzt hörte er das ferne Tosen des Wassers. Dort hinten, hinter dem Felsvorsprung der bis zum Dorf hinaufstieg, stürzte der Fluß herab mit aller Kraft, und dann schwirrte er klar und dicht in die glattgewaschenen Becken nieder, wo die Forellen lagerten.

Es war schon über drei. Sie kam natürlich etwas später.

Er schaute wieder ins Wasser hinab. Kein Mensch kam jetzt über die Brücke, es war auch mitten in der Woche, sie gehörte ganz ihm. Die Fischer standen viel weiter unten.

Eine lange schmale Forelle rührte sich langsam von ihrem Ort am Felsrand, ließ sich brückenwärts treiben und plötzlich war sie weg, wie aus dem Wasser gezogen; aber es waren keine Fischer hier, Gott sei Dank, die trüben Mörder, die lauerten und das glitzernde Silber aus der Tiefe stahlen. Wo war der Fisch hin? In irgendeines der tausend Löcher in den Steinen unten geschlüpft, wo es ganz dunkel und kalt war.

Es klingelte heftig, er zuckte zusammen. Sie bremste und stieg ab. «Bin ich gefahren! Mußte doch nochmal zurück —.» Sie hatte ihren Kamm vergessen und das Säckchen mit den Pfirsichen.

Nun führten sie die Räder zum Fluß hinunter, sie entkleideten sich, er wartete beim Wasser, nun kam sie mit dem Badtuch um den Hals durch den Sand, er wagte sie kaum anzuschauen.

«Frau Heller läßt grüßen, du sollst wieder kommen und spielen.»

«Danke, hast du ihr gesagt, daß wir uns heute treffen?»

«Ja, sie hätt' mich mit dem Wagen hergebracht, aber ich wollte doch mit dem Rad! — Du! Schau mal den Fisch da drüben, den, paß auf, ein ganz schöner, großer —.»

«Du darfst doch noch nicht ins Wasser!»

Er hielt sie am Arm zurück.

Sie blickte ihn mit gespieltem Schuldbewußtsein an.

«Komm, wir gehn jetzt zum Badplatz, wo es ringsum nichts als Felsen hat und vorn das Wasser.»

Er sah, daß ihr Hals sich ganz fein zu schälen begann.

Sie rannte zurück zu den Kleidern, um ihre Pfirsiche und ein Tüchlein zu holen.

Nun gingen sie durch den feinen Sand, die Zehen konnten sich so lustig in die feinen Körnchen einschreiben, und alles wich unter einem aus, nicht unangenehm, nur so leicht und gut und warm.

Hinter der Brücke zog sich ein schmales Grasband durch die Felsen. «Geh du voran, und wenn du gleitest, halt ich dich!»

«Und dann fallen wir zusammen!»

Er sah sie so nah, der Wind ging mit dem rauschenden Wasser und bestäubte ihre Schultern, ein süßer Duft wehte aus ihrem Haar.

«Paß auf, sonst fällst du noch», sagte er zu sich. Es war wieder wie auf der Brücke, wo die Sonne über einen niederfiel wie eine helle Musik. Einmal hielt er sie beim Arm; sie wandte sich um; «da durch?»

«Jaja, jetzt geht's gleich hinab.»

Der Pfad fiel, unten lagen die Felsen und schlossen eine Sandbank ein. Aus den Achselhöhlen eines Baumstrunks schwankten Gräser im Wind. Aber wenn man lag, war es ganz windstill. Da schoß das Wasser und der Wind vorbei, und die Sonne brannte in den Sand und in den Leib. Ihre Gesichter waren im Schatten. Sie schlossen die Augen.

«Komm doch heut abend spielen!»

«Mhm.»

«Nach dem Essen. Es wird ein Bekannter von ihnen da sein, er hat auch ein Haus in Porte draußen. — Du, ich hab einen Brief von Vater! Das Institut ist wieder offen, und er hat alle mögliche Unterstützung bekommen von der Regierung! Pa — wieder arbeiten! Ich geh ihm bald helfen. Ich bin ja nun gar nicht mehr schwach. Aber wenn du wüßtest, wie ich ausgesehn hab, als ich herkam!»

Sie richtete sich auf und stützte sich im Ellbogen.

Er nahm ihre Hand, und nach einer Weile ließ er spielerisch aus seiner andern Sand darüberrieseln. Die kleinen Quarzplättchen blieben daran haften.

Der Schatten deckte sie nun bis zur Brust hinab.

Alle Achtung der Frau, die fähig ist, andere neidlos zu bewundern. Uebersehen Sie aber trotz Ihrem Großmut nicht, daß auch Sie bewundernswert sein können. Machen Sie die Probe mit

GOTHIC
Cordtex

GOTHIC, die bevorzugte Marke vieler Mannequins, gibt der Büste die vollendete Linie und begünstigt ihre harmonische Entwicklung. Beides ist wichtig. — Es gibt andere gute Büstenhalter — GOTHIC ist jedoch der einzige der Welt mit der schmiegsamen *Cordtex*-Gewebe-Einlage, die allein von der *Dominion-Corset-Company* und ausschließlich für GOTHIC hergestellt wird. Verlangen Sie einen echten GOTHIC und Sie erleben, wie angenehm er sich trägt und wie vorteilhaft GOTHIC Ihr Aussehen und Ansehen beeinflußt.

Das Prinzip der schönen Figur: GOTHIC führt fünf *Büsten*größen — klein, junior, mittel, mitteltief, voll — und jede in allen *Umfang*größen. So paßt sich GOTHIC der Grundform jeder Büste an und stützt und formt sie zwanglos zur bewunderten GOTHIC-Silhouette. Wer einmal GOTHIC trägt, sagt wie die Amerikanerin:

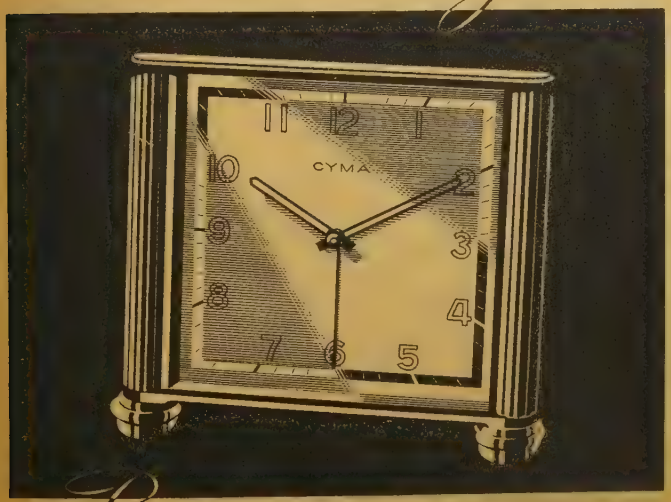
GOTHIC for ever — nur noch GOTHIC

Jedes Fachgeschäft besorgt Ihnen GOTHIC gerne. Die Liste der Depositäre und einen aufklärenden Prospekt erhalten Sie durch die Lizenzherstellerin:
KORSETTFABRIK AG, ST. GALLEN

Der weltbekannte

CYMA-*Wecker*

in neuer entzückender Form



Präzisionswerk 7 Rubis ... minutengenaue Einstellung des Weckers ... zuverlässig ... angenehmes Läuten! ... Qualität und Ausführung unerreicht! Andere CYMA-Modelle ab Fr. 35.-

42.-

NUR EIN SCHLÜSSEL

Der Weg zu einem schönen Heim führt über Simmen!

Kaminplatz vom übrigen Raum abgetrennt durch Sofa — an dessen Rücklehne Abstelltisch.

Sitzgruppe zwischen Kamin und Kachelofen.

Sitzplatz am Kamin im Wohnraum eines Kunstfreundes.

Simmen

BRUGG, Tel. 41711 / ZÜRICH, Uraniastr. 40, Tel. 25 69 90
LAUSANNE, Rue de Bourg 47, Tel. 22 29 92

SIM MEN

Sie strich ihm das Haar aus der Stirn. Sie wagte es plötzlich fast nicht; auch er hatte ganz starkes Herzklopfen. Er wandte sich ihr zu und berührte ihren Arm, und auf einmal zog er sie zu sich. Sie atmeten lange so, er hatte seine Hand über ihre junge Brust gelegt. Der Schatten wanderte über ihren Leib hinab. So nahe sah er ihr Gesicht vor sich, da sagte er «dein Haar ist voll Schand». Er wollte «Sand» sagen, aber es entfuhr ihm «dein Haar ist voll Schand».

Sie schrak zusammen und schlug die Augen auf, sah aus wie in einer ganz fremden Straße, wo man fragen muß.

Wieder rauschte der Fluß stark und der Wind auch. Sie fühlten wie zwei, die sich gestritten haben und wieder versöhnt sind, aber es fiel noch schwer, sich nun in die Augen zu blicken.

Endlich sagte er leise: «Komm.»

Und sie begannen weiter über die Steine talaufwärts zu klettern, ohne sich umzuschauen, sie kletterten schweigend und froh, daß sie hintereinander waren.

Da tat sich zu ihren Füßen wieder eine Flußmulde auf.

«Das Wasser», sagte er. Es tat gut, das zu sagen. Jedes Wort, das sie sagen konnten, tat gut.

Und sie fand sich auch wieder. «Warte auf mich, ich will mich kämmen.»

Sie öffnete das Säckchen, nahm ihren Kamm heraus und zog ihre langen Flechten zurück; feiner Sand sprühte heraus, ihr Haar gab einen frischen Glanz.

Dann stiegen sie hinab, kühlten sich und ließen sich ins Wasser gleiten, und alles wurde wieder so neu und klar, sie wußten manchmal nicht, ob sie sich streiften oder den glatten Stein.

Sie zogen in dem Bassin hin und her und wurden wie zu Fischen im tropfenden Licht, lachend und ausgelassen und zuletzt landeten sie schnell atmend am andern Ufer. Die Sonne begann schon in den Taleinschnitt zu sinken.

«Wir gehn auf dieser Seite hinab?»

«Ja!»

«Willst du einen Pfirsich?»

Er war so weich und saftig, so sammethäutig.

Sie schlenderten durch den Flußsand.

Weiter unten war noch einmal ein Becken, ein tieferes, das man vom Grasband und von den obern Felsen aus gar nicht hatte sehen können.

«Du, und das!» rief er. Es war tief und ruhig, gegen vorn schlossen es zwei Felsen zu, dort preßte sich das Wasser hindurch und man hörte es jenseits hinabfallen. Die kleine Flut war wie von zwei Armen eingeschlossen.

«Da muß ich noch einmal hinein. Von da hineinspringen!»

Er stand auf eine Felsstirn hinauf. Aber der kleine Teich lag schon im Schatten. Es fröstelte sie aufs mal, und sie sagte «ich geh dann weiter. Komm nach. Oder geh nicht hinein. Geh nicht da hinein, das Wasser zieht. Geh nicht!»

Aber er blieb stehen und schaute in die Flut. Sie wandte sich um und rief etwas, aber er konnte es im Tosen nicht verstehen, er lachte ihr zu und winkte mit der Hand.

Als sie verschwunden war, stand er noch so. Er kniff die Augen zusammen und blickte gegen den schmalen Schlund auf der andern Seite.

Es schlürfte dort manchmal, und das Wasser bog sich wie ausgegossenes flüssiges Glas, aber vor ihm glitt es ganz ruhig.

Er sprang nicht, er ließ sich zögernd hinein. Aber es war herrlich. Es war herrlich und fast traurig, daß sie nicht dabei war. Sie war drüben, jenseits des Felsens.

Er lag auf dem Rücken, die Beine vorgestreckt, und ließ sich sanft ziehen. Vorn bei der Bank, da war er schon, er hatte die Beine anstellen wollen, den Rücken gegen die sanfte Flut gestemmt, aber es nahm ihn wie eine Lawine von hinten gegen die Steine, plötzlich war das Wasser riesengroß und mitreißend, du mußt hinunter, durchschoß es ihn, er meinte, ein gellendes Lachen zu hören über die törichte Täuschung, daß die Flut sanft sei, sie drückte ihn an die Spalte, saugte seine Beine hindurch, preßte sein Becken zusammen, irgendein Wirbel drehte ihn noch ab, dann riß es ihn in den Schlund hinunter.

Es nahm ihn hinab, aber wie in Wolken, er hörte ein Singen und Schwirren wie von fernen Sommerwiesen, unaufhörlich Wasser schluckend, dann war wieder alles Gischt und Sprühen und hellgrünes Quirlen und dann Nacht und kein Singen mehr. Einmal, dazwischen, konnte er noch denken, er gleite zu ihr hinüber. Und auch ein ganz kleiner Junge lag auf dem Wieschen vor dem Haus, auf etwas wohlig Weichem, und strampelte, und dann kam das Große mit der süßen Stimme und hob ihn hinauf.

Sie hatte wartend auf einem Stein gesessen. Da zwang es sie, sie erhob sich und schaute zurück. Etwas Helles kam aus dem Gischt heraufgeschossen, löste sich aus dem Wirbel und schwemmte ans Ufer.

Sie stand starr und regungslos, ein Laut erstickte in ihrer Kehle. Dann beugte sie sich nieder und nahm seinen Kopf in ihre zitternden Hände; dann breitete sie seine Arme aus und preßte sie zaghaft wieder auf seine Brust zurück.

Ein Wasserschwall rann ihm aus Mund und Nase. Sie half ihm noch einmal atmen, er begann sich zu regen, zu husten, es wurde alles immer heller und wärmer und tönte wieder, da sah er sie, sah Fels und Licht, versank wieder, tauchte wieder ins Licht hinein, er öffnete seine Hand, streckte sich, die Augen fielen ihm zu.

Eine besondere Qualität Cigarren,
viel Aroma
und doch leicht

Rössli 30 5 Stück Fr. 1.80
Rössli 40 5 Stück Fr. 2.25
Rössli 50 5 Stück Fr. 2.75

Uster

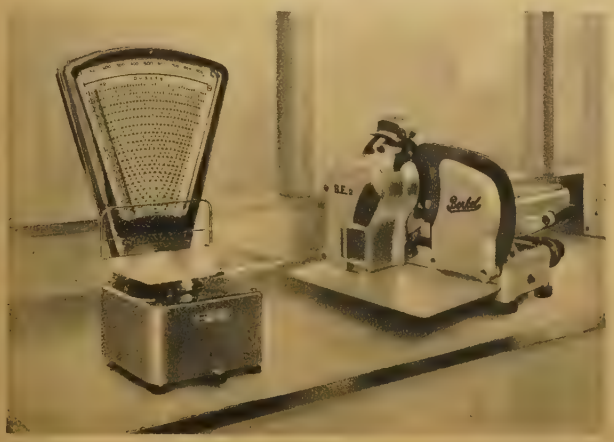
Strümpfe hoher Qualität

Alle guten Spezialgeschäfte überreichen Ihnen gerne den Uster-Strumpfprospekt 1950 oder wenden Sie sich an die Wirkerei A.G. Uster Zürich-Enge

BERKEL

Waagen und Schneidemaschinen

In vollendeter Form! Von größter Präzision!



BERKEL ist ein Begriff
für Qualität, Präzision und Zuverlässigkeit.
Verlangen Sie unsere unverbindliche Offerte!

BERKEL AG.

Hohlstr. 535 Zürich-Altstetten Tel. (051) 52 53 22

UNSERE BELIEBTEN EIGENBRÄNDE

Weinhandlung Baur au Lac Zürich

BÖRSENSTRASSE 25 - TEL. (051) 23 63 60

Robes
Médaillon

Führend in jeder Preislage

Diagonal gestreiftes Jersey-Kleid in wunderschönem Farbdessin, großer einseitiger Tasche, schräggeschlossen u. mit Knopfgarnitur - das Kleid, das auch die stärkere Dame vorteilhaft kleidet.

Modell 4742 Fr. 138.- + Wust.

. . . und dazu mottenecht durch Mitin!

In vielen guten Geschäften erhältlich; wo nicht, Bezugsquellennachweis durch den Fabrikanten: KIENE + MERZ A.G., KREUZLINGEN

SEIT 1917

Echo

QUALITÄTSARBEIT

Kaufen Sie ECHO-MÖBEL für Ihr Büro und Ihr Herrenzimmer

BEZUGSQUELLEN-NACHWEIS:

Ernst & Cie., Möbelfabrik

Holziken Aargau

Tel. (064) 51294

Eau de Cologne

GéoVi

CARESSE · BRIDGE · CUIR · CLASSIC · LAVANDE

«Balade du Soir»

Dr. VIELI BERNE

Fr. 1.45 — 26.50

Nun hörte er ein schütterndes, unterdrücktes Geräusch, aber nicht vom Wasser, nicht vom grausam würgenden Wasser.

«Es ist — ja nichts», flüsterte er. Er bebte vor Kälte. Etwas Rauhes, Warmes deckte sich über seine Brust, er lag ganz unbeweglich und atmete still.

«Lieg du da — ich hole alles», sagte sie endlich.

Sie eilte einen Fischerpfad entlang abwärts, immer wieder schaute sie zurück. In der obersten Schlucht glühte noch einmal die niedergehende Sonne.

Erinnerung an Denise

Von Walter Zimmerli

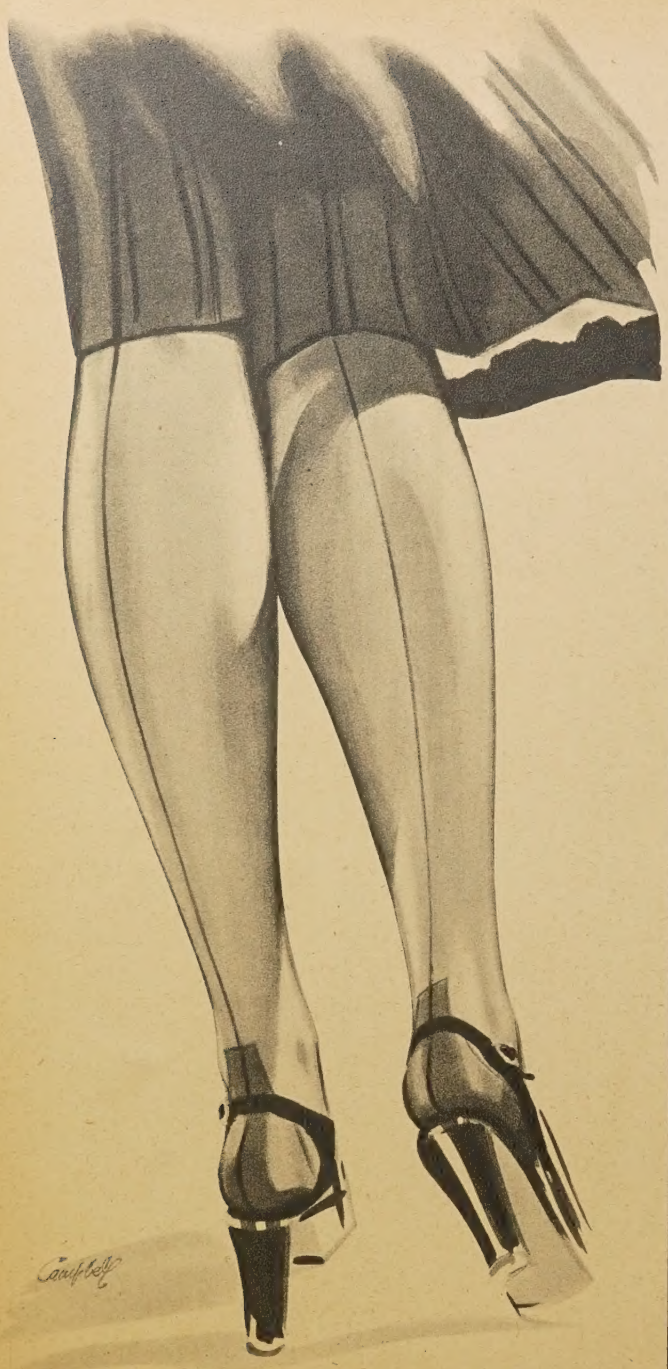
Lieber Freund, Du schickst mir ein Bändchen Gedichte zurück, das Du aus meiner Bibliothek entliehen. Du schreibst, es habe Dich sehr interessiert, wie Dich Nietzsches Schaffen überhaupt interessiere. Hingegen möchtest Du wissen, was es mit der Widmung für eine Bewandtnis habe, die dem Büchlein vorangehe, und die da wörtlich lautet: «Der Gottsucher und Gottesleugner Nietzsche zerbrach an sich selber — er starb im Irrenhaus. — Werden wir auch so zerbrechen? Wir suchen Gott nicht und leugnen ihn nicht; wir vergessen ihn, und das verzeiht er nicht. Diese Angst vor dem großen Unbekannten läßt mich oft kaum mehr atmen.» Es folgt Datum und Unterschrift einer Frau, die mir das Werkchen zugeeignet.

Darf ich Dir nun eine wahre Geschichte erzählen? Daß ich die Namen der vorkommenden Personen wie die Schauplätze geändert, wirst Du mir nicht verübeln. Es gilt, den noch Lebenden nicht nahe zu treten.

Du weißt, daß ich in Ferientagen, wenn ich sie zu Hause verbringe, gerne Spazierfahrten unternehme. Und so führte mich vor einigen Jahren nicht etwa der Zufall nach G., sondern einfach der Wunsch, dies reizvolle Städtchen kennenzulernen. Stelle Dir einige Reihen zusammengeschachtelter Häuser vor, die von der Stadtmauer zusammengehalten werden wie die Dauben vom rostigen Reifen eines Fasses. Daneben pittoreske Türme und Wälle, auf deren luftigen Bastionen grünspanene Kanonenrohre in die dämmrige Weite zielen. In den stillen Gassen geschäftiges Treiben; Autos flitzen ohne störendes Gehupe vorüber und Fuhrwerke rasseln gemütlich über das holprige Pflaster. Ausdruck der alten und neuen Zeit, die sich hier freundschaftlich die Hand reichen. In lauschigen Winkeln plaudern Nachbarn von Fenster zu Fenster, einträchtiglich und friedlich . . .

Dergestalt beobachtend, hatte ich das Städtlein durchwandert, hinauf, hinunter, von Ost nach West und von West nach Ost. Dabei studierte ich die mittelalterlichen Brunnen, die originellen Inschriften an den sauber verputzten Gebäuden; endlich die Gedenktafeln, die Kunde davon gaben, welche bedeutenden Geister in diesem Städtchen gehaust und gewirkt hatten. War es nicht ganz natürlich, daß ich da auf eine Möbelhandlung aufmerksam wurde, die sich in einem prächtigen Riegelhaus befand? Aber es war nicht die geschmackvolle Auslage, die mich besonders fesselte, nachdem ich den malerischen Bau umschritten. Und doch stand ich lange sinnend vor dem Schaufenster, über dem der Name des Inhabers zu lesen war. «Beat Curti, Aussteuern» verkündeten silberne Buchstaben. Curti? Wo hatte ich diesen Namen schon gehört? Und plötzlich stieg die Erinnerung auf: Curti! Denise Curti, eine Begegnung vor sieben Jahren . . . Wie ein Blatt vom herbstlichen Baum war sie auf die Straße gewirbelt, die ich zu gehen hatte. Und jetzt entsann ich mich gar eines Gespräches: Denise Curti war hier in G. aufgewachsen und zur Schule gegangen . . .

In R. war's während des Krieges. Studienhalber weilte ich dort. Kleiner Mann in einer großen Stadt! Kannst Du es mir verdenken, daß ich in abendlicher Zerstreuung die beste Erholung für meinen müden Kopf sah? Aber was nützt der interessanteste Vortrag, der schönste Theaterbesuch oder der anregendste Film, wenn niemand neben Dir sitzt, mit dem sich Eindrücke austauschen lassen? Da steigt man gern abwärts auf der Wendeltreppe des Vergnügens: Tanz, Tingeltangel; je bunter, je lieber. Hier findet man Geselligkeit und Anschluß in ungezwungener Weise. Was im Café, auf der Straße oder in einer öffentlichen Anlage höchst verpönt ist, nämlich offenkundige Annäherung, ist hier erlaubt. Ein paar Tänze, in den Pausen ein wenig Konversation, zu der die Atmosphäre den Stoff liefert, und man erreicht in einigen Stunden, wozu andere Tage benötigen. So machte ich die Bekanntschaft Denise Curtis. Allein saß das hochgewachsene blonde Mädchen an einem Tischchen. Das edle Antlitz war mir zugekehrt, indes der Blick geistesabwesend in eine Ecke gerichtet schien. Die junge Frau, die etwa 23 Jahre zählen mochte, gefiel mir ausnehmend, und als die ersten Takte des nächsten Tanzes erklangen, trat ich an ihren Tisch. «Darf ich bitten?» fragte ich mit knapper Verbeugung. Zwei Blauaugen, die mit eigentümlich mattem Ausdruck verloren vor sich hingeblickt hatten, richteten sich jetzt prüfend auf mich. «Nein», sagte das Mädchen, wie aus einem Traum



Richtige Ferse — vollkommener Sitz

Der Fersenballen soll von der Strumpfferse umschlossen werden wie von einer zweiten Haut. Ist dies nicht der Fall, so zeigen sich häßliche Falten oder die Strumpfferse rutscht in den Schuh hinein und wird zur Sohle. Die Naht wird dann nie unverrückbar am richtigen Platze liegen.
Die Ferse der Jdewe-Strümpfe ist der anatomischen Form des Fußes angepaßt.

Lassen Sie sich in Ihrem Geschäft den preiswürdigen Nylonstrumpf Jdewe-Silber mit der neuartigen Riviera-Ferse vorlegen. Seine Vollkommenheit wird Sie begeistern.

Jdewe Qualitätsstrümpfe

J. DÜRSTELER & Co. A.G. WETZIKON - ZÜRICH

auffahrend, «ich tanze nicht.» Achselzuckend wollte ich mich entfernen. «Bleiben Sie», bat das launische Wesen nun freundlicher, «ich habe einen schlechten Tag gehabt und mag nicht tanzen. Ich bin nur hier hineingeraten, um auf andere Gedanken zu kommen.» Und indem sie mit feinem Lächeln perlenweiße Zähne entblößte: «Zuschauen ist manchmal ganz amüsant. Aber besser wäre es, den schönen Abend zu einem Spaziergang zu nutzen. Wollen Sie mich begleiten?»

Auf dem Wege, der dem Stadtfluß entlang führte, bat mich Denise um eine Zigarette. Als ich ihr Feuer gab, bemerkte ich, daß es an ihrem Ringfinger golden aufblitzte. Als hätte sie meine Gedanken erraten, sprach sie unvermittelt: «Ja, ich bin verlobt. Aber mein Bräutigam kämpft an der deutschen Front. Vielleicht ist er schon gefallen. Seit Monaten habe ich keine Nachricht von ihm...» Ich versuchte, sie zu trösten. Unterdessen waren wir zu einer Bank gekommen, auf die wir uns setzten. Und nun geschah etwas, mit dem ich nie gerechnet hätte. Denise zog mich unversehens an sich und bedeckte mein Gesicht mit glühenden Küssen. Als ich sie zu erwidern suchte, stieß ich merkwürdigerweise auf Widerstand. «Lass'», flüsterte sie keuchend, «bitte nicht! Es gilt nicht dir. Mir kam vor, als ob ich ihn vor mir hätte. Du gleichst ihm so.» Mit weicher Hand fuhr sie durch mein Haar; ich hatte mich enttäuscht abgewandt. «Ich begreife dich, Lieber», sprach sie mit leiser Stimme. «Du wirst dich nicht mit einer Nebenrolle abfinden können. Jeder Mann möchte so gern ein Held sein. Und glaube mir, ich habe hohe Achtung vor dir. Aber was sollte es nützen? Sieh', ich bin noch 14 Tage hier. Dann muß ich verreisen. Wir könnten es noch schön haben, diese zwei Wochen miteinander. Ich will dir alles sein... Nur eines mußt du mir versprechen: du darfst dich nie in mich verlieben...!»

Wir verbrachten schöne Tage miteinander. Denise hatte ihre Bürostelle aufgegeben; ich vernachlässigte meine Studien, um ganz bei ihr sein zu können. Wir liebten uns, obwohl wir wußten, daß unser Glück nicht von beständiger Dauer sein konnte. Denise zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite, und wenn sie einmal zerstreut war, oft unbegreifliche Antworten gab oder meinem Gespräch überhaupt nicht folgte, so schrieb ich dies dem drohend näherrückenden Termin ihrer Abreise zu, der auch ihr zu schaffen machte. Und plötzlich war der ereignisvolle Tag da, ohne daß ich Näheres aus ihr herausgebracht hätte. In meinem jugendlichen Leichtsinn hatte ich einen tollkühnen Plan gefaßt. All meine Dinge brachte ich in Ordnung und begab mich mit meinem Gepäck zu Denise, sie abzuholen und mit ihr zu fahren, wohin die Reise auch gehe. Die Mühe hätte ich mir ersparen können. Als ich Denises Pension betrat, war das Nest leer. Die Logisfrau wußte mir nur zu sagen, daß Fräulein Curti in der Morgenfrühe unbekannten Ziels verreist sei. Doch habe sie mir ein Paketchen hinterlassen. Es enthielt ein Bändchen Gedichte von Nietzsche, mir zugeeignet.

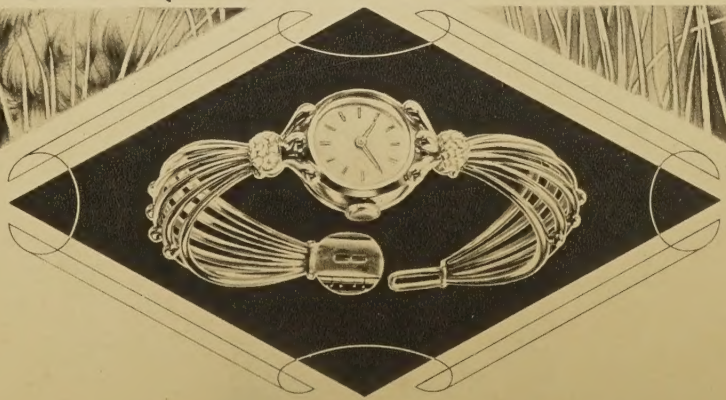
Der Film der Erinnerung war abgelaufen; ich befand mich wieder vor der Möbelhandlung Curti. Das Weitere ist rasch erzählt. Ich faßte mir ein Herz und trat ein. In Kleinstädten haben Namensvettern meist Kontakt oder wissen wenigstens voneinander. Solcherart hoffte ich etwas über Denise zu erfahren; vielleicht gar auf ihre Spur zu kommen. Meine Hoffnung wurde nicht enttäuscht. Von Herrn Curti, einem leiblichen Verwandten, erfuhr ich, daß Denise seit Kindheit mit Schizophrenie behaftet war. Diese Geisteskrankheit verläuft bekanntlich in Schüben und äußert sich in gelegentlichen Erregungszuständen, Sinnestäuschungen, Spaltung des Persönlichkeitsbewußtseins. Nach ruhelosen Wanderfahrten von Ort zu Ort und von Stadt zu Stadt, sei Denise, die eine höhere Schulbildung genossen hatte, endlich von einem Bruder aufgenommen worden. Aber das fortschreitende Leiden habe schließlich dauernde Versorgung notwendig gemacht. In dieser sei Denise dann einem Schlaganfall erlegen.

Aber Denise ist nicht an Herzschlag gestorben. Dies habe ich erst viel später erfahren. Denise war zuletzt wegen Trunksucht und unsittlichem Lebenswandel in eine Anstalt schwererziehbarer Mädchen eingewiesen worden. Verfolgungswahn hatte sich eingestellt; Zimmergenossinnen hatten sich wegen der nächtlichen Schreie bei der Vorsteherin beschwert. Ihrerseits erteilte sie den «Rat», der Widerspenstigen ein Kissen aufs Gesicht zu drücken. Einmal wollten die Schreie lange nicht aufhören, und als man das Kissen endlich wegnahm, fand man Denise erstickt. Nur der Umstand, daß der menschlichen Gesellschaft kein «nützliches» Mitglied entrissen worden war, ließ die Leiterin des Heims straffrei ausgehen.

Dies, lieber Freund, ist die Geschichte jener seltsamen Widmung und eines nicht minder seltsamen Schicksals eines geprüften Menschenkindes, das trotz seiner bösen Krankheit, die ich nicht habe erkennen können, gut gewesen ist. Wenigstens zu mir. Deshalb bewahre ich ihm auch ein gutes Andenken. Und wenn Du nächstes Mal zu mir kommst, will ich Dir ein Bild von Denise zeigen. Es ist die Photographie eines schönen jungen Mädchens, dessen melancholische Augen Dich zu fragen scheinen: «Werden wir auch so zerbrechen, wie Nietzsche zerbrochen ist?»

A chaque saison son sport. *En toutes saisons: une DOXA.*

CB. L.



DOXA

Le Locle

SUISSE

1889

ROYAL
Strümpfe
Schweizerische Spitzenerzeugnisse
AL. RUCKSTUHL ROYAL-STRUMPFFABRIKEN WIL SG